

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nachdruck verboten.

Interessante Männer.

Novellette von F. von Kapff-Essenther.

Das reizende blaßroße Ballkleid hing, ganz fertig und zum Anlegen bereit, drüben am Kleiderrechen, und Nora, das hübsche blonde Köpfchen leicht zur Seite geneigt, betrachtete es mit beinahe zärtlichem Blick. Achtlos sagte sie dabei zu dem jungen Manne, der in schüchternen Haltung vor ihr stand: „Ich bedaure sehr, aber ich habe keinen Tanz mehr frei.“

„Ach, wie schade!“ seufzte dieser, „ich hatte mich so sehr gefreut!“ er wurde bei diesen Worten rot. Auch er sah geradezu respektvoll nach dem Ballkleide, schielte aber zugleich nach der jungen Dame. „Ich dachte doch, du hättest die eine Quadrille noch frei,“ mischte sich Tante Leonore in das Gespräch.

„Nein, liebe Tante, du irrst dich! Ich habe alles vergeben!“ Man sprach noch einiges über den Ball, aber der junge Mann hatte offenbar alles Interesse an demselben verloren. Er empfahl sich sehr niedergeschlagen.

„Wie hängt denn das zusammen?“ fragte die Tante jetzt, „ich dachte bestimmt, du hättest die eine Quadrille noch frei.“

„So ist es auch, Tantechen,“ entgegnete Nora leichthin, „ich weiß aber ganz genau, daß Herr von Meyen noch einen Tanz von mir verlangen wird. So heb' ich diesen für ihn auf.“

„Ich begreife dich nicht, Nora,“ erklärte die Tante, „wie kannst du diesem Baron Meyen, welcher den Ruf eines leichtfertigen Weltmannes hat und ganz bestimmt bis über die Ohren verschuldet ist, den Vorzug geben vor unserm Gerichtsadjunkten, solch' einem braven achtungswerten jungen Manne?“

„Ach, liebe Tante, der Baron ist so interessant! Und der Adjunkt ist es so gar nicht!“

„Du urteilst sehr leichtfertig und oberflächlich, Nora!“ „Welch' einen strengen Ton du heute annimmst, wie eine richtige Tante! Und sonst bist du gar nicht von dieser Art.“

„Liebes Kind,“ versetzte die Tante, „es giebt Wahrheiten, welche man immer wiederholen muß, auch wenn sie noch so abgebraucht klingen. Eine solche ist: Man soll die Menschen nach ihren inneren Vorzügen schätzen, nicht nach ihren äußerlichen.“

„Du magst ja recht haben, liebe Tante, aber auf einem Ball will man sich vor allem amüsieren.“

„Doch nicht so ganz und gar bedachtlos, Nora! Du hast das Glück zu gefallen; dies Glück aber soll dich nicht übermütig machen, dich nicht dahin führen, jene Herren deines Kreises zurückzusetzen, die besondere Achtung und Rücksicht verdienen.“

„Ach, liebe, liebe Tante!“ schmeichelte Nora, „was soll man denn auf dem Balle mit einem langweiligen, uninteressanten Manne anfangen, wenn er auch noch so brav ist? Er sollte lieber ganz zu Hause bleiben, dann wird er in Gesellschaft nicht zurückgesetzt werden.“

„Recht menschenfreundlich von dir, Nora, ich hätte dir derlei doch nicht zugetraut.“

„Ach, Tante, du bist gewiß einmal sehr hübsch gewesen und hast Eroberungen gemacht. Aber es ist dir entfallen, du weißt nicht mehr recht, wie das ist.“

„Ich weiß es noch, kleine, genauer als du vermutest. Komm', setz dich zu mir, ich will dir etwas erzählen. Es dunkelt ohnehin, lege deine Arbeit fort, die Küche wird später noch fertig werden.“

Nora setzte sich mit ganz kindlichem Behagen neben die Tante, welche ihre Taufpatin war und deren Namen sie trug. Aber „Leonore“ war ja ganz aus der Mode gekommen, und so nannte man das junge Mädchen „Nora“.

Leonore, die ältere, mochte über 60 Jahre zählen, aber ihr Alter kleidete sie gut. Die silberweißen, zierlichen Bäckchen kontrastierten angenehm mit der frischen Gesichtsfarbe, die dunklen Augen glänzten jugendlich; die Toilette war sorgsam, ohne Selbstgefälligkeit, und im ganzen war Tante Leonore die lebenswürdigste, angenehmste Matrone, die sich überhaupt denken ließ. Ihr heiteres, freundliches Gesicht schien von den grämlichen Launen des Alters gar nicht berührt worden zu sein.

„Gut, erzähle mir etwas von deiner Mädchenzeit, Tante, von deinen Faschingszeiten, von deinen Eroberungen.“



Der erste Kuß. Gemälde von Corcos.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von E. Lecadre u. Cie. in Paris.

„Das will ich allerdings thun, Kleine, du aber sollst dir dann eine Lehre daraus ziehen.“

„Ja, ja, ich verpfehle es dir, Tante! O, ich kann mir ganz gut vorstellen, wie hübsch du gewesen sein magst.“

„Mindestens ebenso jung, wie du, mein Kind,“ sprach Leonore. „Jugendlust und Lebensfreude prickelten nur so in meinen Adern, es fehlte mir auch nicht an Selbstbewußtsein. Die Zukunft erschien mir als eine Welt der allerhöchsten Möglichkeiten, und hinter ihrem geheimnisvollen Schleier mußte etwas besonders Beglückendes auf mich warten, etwa ein liebenswürdiger junger Märchenprinz. Übrigens entstammte ich einem angesehenen Hause, erhielt auch eine anständig-bürgerliche Mitgift, und eine andere köstliche Mitgift hatte mir die Natur gleichfalls gegeben: die Gabe zu gefallen. Meine Eltern liebten mich zärtlich und hielten die Zügel locker; sie ließen mich genießen, was sich eben in unserm Kreise, dem einer angesehenen Provinzialhauptstadt, darbot. Schon während meines ersten Karnevals versammelte sich ein kleiner Hofstaat von Anbetern um mich, und ich freute mich darüber ohne Heuchelei. Aber tiefer berührt hatte mein Herz nur Einer! Und diesen Einen hatte ich ursprünglich nicht im Ballsaal kennen gelernt. Ich verliebte mich in einen Bühnenhelden, in „Robert den Teufel“. Es war ein junger Sänger, der eben erst seine Karriere begonnen hatte, schön, feurig, kühn — der Liebling des Publikums. Ich sah ihn zuerst als „Robert“, dann als „Masaniello“, als „George Brown“, als „Fra Diavolo“, das waren damals Modeopern, und man schwärmte damals noch ganz anders als jetzt, und die Theaterhelden hatten leichtes Spiel.“

Als ich „Robert“ — ein verheißungsvoller Zufall wollte, daß er auch mit dem Vornamen Robert hieß — in der Gesellschaft begegnete und er mir sogleich mit der ganzen kühnen Zwanglosigkeit seines Wesens alle Aufmerksamkeit zuwandte, da kam ein förmlicher Rausch des Entzückens über mich. Auch war er wirklich ein bezaubernder Mensch, und es mochte nicht leicht sein, ihm zu widerstehen; jung, schön, leidenschaftlich, anspruchsvoll, stürmisch zugreifend, aber wie ein verwöhntes Kind, offener, arglos, ein wenig Naturburste und doch wieder Held in seinem volltönenden Pathos, gewann er sich wen er wollte, Mann oder Weib. Wie hätte ich junges unerfahrenes Ding ihm widerstehen sollen! Als er mir, wir hatten uns gewiß nicht öfter als dreimal gesehen und gesprochen, seine Liebe gestand, natürlich mit stürmischer Eindringlichkeit, mit heißblütiger, unwiderstehlicher Zuversichtlichkeit, als er immer in allen seinen großen Szenen den Blick auf mich richtete, alle seine Arien mir zusang, da kam mein Stolz, mein Entzücken keine Grenzen mehr. Er war der Märchenprinz, von dem ich geträumt, und er hatte Recht, mit so siegesgewisser, lächelnder Zuversicht die Arme nach mir auszustrecken und zu sagen: Du bist mein, du mußt mein sein!“

„Ach, wie interessant, Tante!“ rief Nora voll Teilnahme.

„Höre weiter! Meine Glückseligkeit füllte mich so vollkommen aus, daß für kein anderes Gefühl Raum in meiner Seele blieb. Meine Eltern waren nicht sehr erbaut über meine Wahl; Roberts Zukunft war noch unsicher, sein Kontrakt kein dauernder. Und welchen Versuchungen war er ausgesetzt, er, der verwöhnte Liebling der Frauenwelt! Ich wußte, daß er täglich Liebesbriefe erhielt, ich aber war nicht einmal eifersüchtig, ich war zu jung, zu unerfahren dazu, war meines Glückes so sicher. Ohne weiters wäre ich mit ihm in die weite Welt gezogen. Aber er war doch ein wenig klüger und brach nicht ohne Grund seinen Kontrakt. Meine Eltern wünschten die Sache abzuwarten. Ich war noch so jung, und Roberts Kontrakt lief zu Ostern ab. So warteten wir also bis Ostern, was kam es uns darauf an! Wir waren so glücklich, der Zukunft so sicher!“

Zum Frühling erhielt Robert ein Engagement nach Amsterdam. Meine Eltern forderten nun ein Jahr Probezeit, einerseits für seine Treue, andererseits für die Sicherung seiner Existenz. Wir kämpften gegen diese Zumutung, aber meine Eltern gaben nicht nach. Ich will mich kurz fassen: Robert bestand diese Probe nicht. Er wurde lau und lässig, meine Mutter bot ihm eine Lösung seiner Verpflichtungen gegen mich an und er — nahm, wiewohl zögernd, an.

Gewiß, seine Liebe war recht und aufrichtig gewesen, aber sie war ein Geschöpf des Augenblickes, wie Robert selbst unter der Herrschaft des Momentes, der momentanen Gegenwart stand. Übrigens ging er später nach Rußland, und ich hörte nie mehr von ihm — er ist verschollen.

„Arme Tante!“

„Ja, ich fühlte mich sehr unglücklich. Aber ich war so sehr jung, das Leben bot mir noch so viele Möglichkeiten, ein neues Glück zu finden. Auch war mein Stolz verwundet, ich wollte nicht leiden, nicht entzogen. Und diese kurze, stürmische erste Liebe veranlaßte mich wie ein schöner Traum.“

Und schon im folgenden Fasching schien mich das Schicksal trösten zu wollen, ich machte wieder eine blendende Eroberung, abermals an einem Löwen der Gesellschaft, diesmal einem des Salonparquets. Es war ein junger, glänzender Kavaliere, Baron Abenhof, freilich bei weitem nicht so schön wie Robert, ja nahezu das Gegenstück zu diesem, bleich, aristokratisch, reserviert, ein wenig blasirt, launisch, unberechenbar, ein liebenswürdiger Gesellschafter für alle Welt, aber anscheinend keines tieferen Gefühles fähig. Er hatte schon zu viel geliebt und gelebt, noch ganz vor kurzem hatte er eine Beziehung zu einer jungen schönen Erbin gehabt. Aber die Verwandten des Mädchens hatten dem tief verschuldeten, schlecht beleumundeten Kavaliere die Hand derselben verweigert. Und das Mädchen hatte gehorcht. Und jetzt widmete er mir seine Aufmerksamkeit. Ich war in diesem Fasching stets „Ballkönigin“, er der Löwe der Saison, der Arrangeur, der Tonangeber, das belebende Element, ohne welches kein Amusement denkbar war. Er tanzte alle Kotillons und Quadrillen mit mir, huldigte mir in auffälliger Weise, machte mir auf seinem schönen englischen Reiterpferd Fensterpromenaden, schickte mir die teuersten Blumen; er erschien, wo ich erschien, er fehlte, wo ich fehlte.“

„Ach, wie interessant!“ rief Nora dazwischen.

„Anfangs war mein Herz noch von Robert eingenommen,“ fuhr die Tante fort, „allmählich aber stieg mir der Champagner-rausch dieser schmeichelfhaften Huldigungen zu Kopfe. Erst war es der Neid der anderen Damen, der mir warm machte; dann bezauberten mich diese kleinen duftigen Billets mit dem herrlichen Wappen, welche die Blumenpenden begleiteten und

welche die feinsten, geistvollsten, mannigfach eingekleideten Schmeichelworte enthielten. Und endlich gewann seine Persönlichkeit Macht über mein Inneres; ganz langsam und unmerklich zog mich der Mann in seinen Bann. Es ward mir eine Art Rätsel, und dieses Rätsel zog mich an, absorbierte mich schließlich. Wenn er mit seiner schönen, müden, etwas schleppenden Stimme sagte: „Drei Tage habe ich Sie nicht gesehen, Leonore, ich glaube zu sterben!“ war das eine Phrase, oder war etwas Wahres darin? Machte er nur sich selbst interessant durch seine ostentativen Huldigungen, oder kamen sie ihm aus dem Herzen? Alle Welt wußte, daß er mich anbetete, ich aber, ich wußte nicht, ob er mich wirklich liebe. Lag ihm überhaupt an irgend etwas, an irgend jemand? Wer konnte es sagen? Sein Inneres verbergte sich hinter aristokratischer Apathie. Und so sehr er sich Mühe gab, eine Gesellschaft zu unterhalten, liebenswürdig gegen die Damen zu sein, seiner selbstbewußten Weise, seiner vornehmen Fassigkeit schien doch nichts nahe zu liegen, als sein aristokratisches Dekorament. Oft sagte ich mir: „er spielt nur mit mir“, aber mein Herz wollte es nicht glauben. Sein heißer, vielsagender Händedruck bei irgend einer Quadrille rieselte mir durch alle Adern, und mit ahnungsvollem Schauer fühlte ich seinen verstoßenen, zärtlichen Blick. Sehr selten traf mich solch ein Blick, aber es jauchzte dann durch meine Seele: Er liebt dich doch! Und manchmal zwischen all dem Geschwätz und Geschwirr der Gesellschaft, ein halbes Wort, eine kleine Phrase im Flüsterton, ein Seufzer, und der ganze lärmgefüllte Saal verschwand, wir waren allein, wir gehörten zusammen.“

„Ach wie interessant, Tante!“ rief Nora nochmals.

„Bisweilen faßte mich eine glühende Sehnsucht nach einem Wort der Liebe von seinen Lippen. Und ich legte es darauf an, es ihm abzurufen. Aber immer wieder entglitt er mir in irgend einer galanten Wendung! Dazwischen lagen mir die guten Freunde und Berater in den Ohren, sie warnten mich wohlmeinend. Der Baron war ruiniert — bedrängt bis aufs äußerste. Sein schönes Reiterpferd, das er mit so unnachahmlicher Eleganz lenkte, war nicht bezahlt, und auch die teuern Bouquets war er noch schuldig. Nur daß er für ein anderes Weib Augen habe, außer für mich, das konnten die bösen Zungen nicht behaupten. Ich dachte nicht, was aus uns werden sollte, ich lehgte nur nach dem Geständnis seiner Liebe. Und ich bewunderte ihn, daß er so heiter, so anmutig scherzen konnte, daß seine Haltung immer gleich stolz und sorglos blieb, daß er mit lächelnder Achtsamkeit sein Geld hinauswarf, während der Ruin ihm drohte!“

Und einmal, ganz plötzlich, kam der Augenblick, den ich herbeigesehnt hatte. Es war der letzte Ball der Saison, ich tanzte den Kotillon, wie immer, mit Baron Abenhof. Und zwischen zwei Touren, ohne seine Haltung wesentlich zu verändern, nur den Kopf zurückgelehnt hinter eine Fenstergardine, und aus dem Halbdunkel heraus den verzehrenden Blick auf mich geheftet, sprach er mir mit von verhaltener Leidenschaft erstickter Stimme von seiner Liebe. Er sagte es so einfach als man es nur sagen kann: „Du bist meine einzige, meine erste, wirkliche Liebe — aber ich bin ein Elender, ein Verlorner! Wirft du mir verzeihen können? Sag nicht, daß du mich wiederliebst, ich könnte mir's nie verzeihen, denn ich bin zu grunde gerichtet, und wenn ich mir nicht eine Kugel durchs Hirn jage, so geschieht es nur darum nicht, weil es eine Feigheit wäre meinen Gläubigern gegenüber. Aber es ist dennoch zu Ende, mein Glück, meine Jugend, mein Leben sind dahin. Der schale, armelige Rest gehört noch der Rettung meines Namens, meiner Ehre“ — seine Stimme bebte zum Brechen, seine Augen funkelten wie im Fieber, und er presste meine Hände wie ein Irrenmüder — dann tanzten wir die folgende Tour als wäre nichts geschehen. Und für den Rest der Nacht blieb er der dienende Kavaliere, den ich bald durch ein kleines Verlegen strafte, bald durch eine kleine Gunst belohnte, so wie es immer gewesen. Und wie immer begleitete er mich zum Wagen. Auf dem Treppenaufgang, während über und unter uns die übrige Gesellschaft schwätzte und lachte, lagen wir einander einen einzigen kurzen Augenblick lang stumm, wortlos in den Armen, küßten uns mit glühender Zärtlichkeit — zum ersten, zum einzigenmale.

Von diesem Tage an zog sich Baron Abenhof langsam und mit aller, in diesem Falle möglichen Rücksicht von mir zurück. Kaum ein Jahr später verheiratete er sich mit einer reichen Jüdin und rangierte seine Verhältnisse.

„Du arme Tante!“ rief Nora, „aber — aber dies alles muß doch sehr schön gewesen sein!“

„Ich that, was ich dem Geliebten schuldig war,“ fuhr Leonore fort, „ich lebte in der Gesellschaft fort, als wäre nichts geschehen. Niemand durfte mein Herzeleid ahnen, niemand sollte ihn beschuldigen, daß er mich unglücklich gemacht. Aber diesmal war mein Herz zu tief verwundet, und obgleich es mir nicht an Huldigungen, vielleicht auch nicht an ersten Bewerbern fehlte, so blieb ich dennoch gleichgiltig gegen das ganze Treiben. Nichts und niemand vermochte mich zu reizen und anzuziehen, die Gesellschaft war mir nur noch ein buntes Schattenpiel ohne Sinn, ohne eigentliches Leben. Doch das Geschick wollte es, daß ich noch nicht mit mir und meinem Leben abschloß. Noch einmal führte es mir einen Mann in den Weg, der mir zwar keine tiefe Leidenschaft einflößen, aber doch bedeutungsvoll in mein Leben eingreifen sollte.“

Auch er spielte eine erste Rolle in der Gesellschaft. Zwar er arrangierte keine Kotillons und machte keiner der Damen den Hof, aber er war eine jener mächtigen Persönlichkeiten, welche schon durch ihre Art zu sein den Kreis beferrichten, in den sie eintreten. Er war über die erste Jugend lange hinaus, und in sein blaßes, eigenartiges Gesicht hatte die Leidenschaft sichtliche Furchen und Linien gezogen, aber seine schönen dämonischen Augen, sein stolzes, selbstbewußtes Wesen, seine unvergleichliche Rednergabe, seine bitteren Sarkasmen, seine universelle Bildung machte ihn immerhin anziehender, als alle die jungen Männer unseres Kreises. Er nannte sich „von Lahr“ und hatte den Beinamen „Lara“. Seine Verhältnisse waren etwas dunkel. Er beschäftigte sich litterarisch, war so ziemlich in der ganzen Welt herumgekommen, sprach fremde Sprachen und korrespondierte für ausländische Blätter, das sind Dinge, welche zu meiner Zeit viel merkwürdiger waren als jetzt. Es fehlte nicht an Leuten, die ihn einen Abenteurer nannten, man wußte nicht recht, wovon er eigentlich lebte, sie nannten ihn einen Narren, weil er nicht ins Bierhaus ging und offenbar die Einsamkeit liebte.“

In meiner weltmüden Stimmung, die ich hinter einem heiter unbefangenen Gesichte verbergen mußte, fühlte ich eine unbezwingbare, tief innerliche Sympathie für „Lara“. Hinter seinen bitteren, bösen Wigen, hinter seinen pessimistischen Glossen ahnte ich ein einsames, leidvolles Herz, eine unverständene, zerrissene Seele. Freilich, ich ahnte es nur, denn niemand hörte je eine persönliche Klage von ihm, er schien es vielmehr leicht zu nehmen mit dem Leben und sich aus Tod und Teufel nichts zu machen. Ich selbst hatte niemals irgend eine banale Artigkeit von ihm gehört, aber es hatte sich zwischen uns ein schönes Verhältnis der Sympathie gebildet, und dieses Verhältnis that mir wohl, ja es beglückte mich!

Ich ließ in einem unbewachten Moment die Maske vor ihm fallen: während irgend einer Gesellschaft, welche meine Eltern gaben, überließ ich mich einer Eingebung schmerzlichen Überdrußes und sagte zu ihm: „Ach, ich bin der Komödie müde — heute — und immer!“ Er lächelte: „So jung und schon eine Wissende? Das ist traurig, sie sollten noch im besten Glauben tanzen!“

Und seit diesem kleinen Zwiegespräch sprach er anders mit mir als mit den anderen Damen, achtungsvoller, ernster, offener. Und mir war so wohl zu Mute dabei. Ich fühlte diesem Manne gegenüber das beglückende Bedürfnis mich unterzuordnen, ja mich zu demütigen. Ich empfand seine ungeheure geistige Überlegenheit, und dennoch schreckte mich diese Empfindung nicht ab von ihm. Ich glaubte an ihn, er mochte das fühlen und schien glücklich darüber. Wir wurden Freunde. Von Liebe war nicht die Rede zwischen uns, aber der Wunsch, ihm ganz anzugehören, bemächtigte sich nach und nach meiner Seele — ein Wunsch bedingungsloser Hingebung — die Sehnsucht nach einem ganz demütigen Frauenlose. Und ich hoffte. Sah ich es, wußte ich es nicht, daß ich ihm lieb war, ich allein vor allen anderen Menschen, daß er nur mir zu Liebe seine einsamen Stunden einschränkte, sich allmählich an ein trauliches Zusammensein gewöhnte? Er war anfangs ganz unbedenkbar gewesen mit seinen Besuchen, wie in seinem Erscheinen überhaupt. Allerdings sagte er wiederholt zu mir: „Süßen Sie sich, Leonore, mich wirklich lieb zu gewinnen, denn ich werde mir eines Tages eine Kugel durchs Hirn jagen und ich möchte Sie durch meinen Tod nicht betrüben!“ Aber er sagte das so oft, sagte es oft in so scherzhaften Variationen, daß ich es für eine Redensart nahm.“

„Himmel, wie interessant!“ rief Nora abermals.

„Bisweilen äußerte er den Wunsch, mich als glückliche Braut zu sehen,“ fuhr Leonore fort. „Für mich giebt es kein Glück mehr, aber das Glück anderer sehen, ist auch schön, und besonders das Ihre möchte ich sehen. Ich entgegnete ihm, daß er ganz vergeblich warte. Er sei mir am Ende im Wege, entgegnete er, es sei Zeit für ihn, zu verschwinden. Er selbst fühlte sich nicht mehr fähig glücklich zu machen, sei selbst des Glückes kaum mehr fähig. Ich widersprach, er schien meinen Widerspruch gern zu hören, aber zum Ende kam er immer auf dasselbe zurück: „Nein, ich tauge nicht mehr zum Glück, mein armes Kind!“

Man hielt uns bereits für ein Brautpaar, seine Zweifel, sein Widerspruch schienen schwächer zu werden. Eines Abends enthüllte er mir seine Liebesvergangenheit, er hätte so und so oft das Glück zu fassen gesucht, und immer wieder sei es ihm entglitten. „Gewiß war ich selbst schuld, ich habe kein Talent zum Glückseligsein!“

Das Vertrauen, das er mir geschenkt, dieses schwer erregene Vertrauen hatte mich zuversichtlich und hoffnungsfroh gestimmt. Er aber schien niedergeschlagen durch seine Erzählung. Aber wir schieden an diesem Abend in zärtlichem Einverständnis, ich wußte ihn überzeugt, ihm Hoffnung und Glauben eingesflößt zu haben. Ich täuschte mich.

Man fand ihn am folgenden Morgen tot, er hatte sich eine Kugel durchs Hirn geschossen. Es war keine Phrase gewesen!“

„O du arme Tante!“ rief Nora erschüttert.

„Er hatte Recht,“ sagte Leonore sanft, „er hatte kein Talent zum Glück und er starb an dieser Idee! Vielleicht hatte er auch äußere Motive, man hat es nie erfahren. Sein Leben wie sein Tod blieben in geheimnisvolles Dunkel gehüllt.“

„Schrecklich interessant!“ seufzte Nora.

„Meine Geschichte ist zu Ende,“ schloß Leonore; „ich zog mich aus der Gesellschaft zurück, schloß mit meiner Jugend ab. Der Traum Laras ging nie in Erfüllung, ich wurde keine glückliche Braut. Denn ich blieb unvermählt. Manche „gute Partie“ hatte sich mir während meiner Mädchenzeit geboten. Achtungsvolle Männer von Stellung und Ansehen hatten sich um meine Hand beworben oder waren nur deshalb von einer direkten Bewerbung abgestanden, weil sie sich nicht an diejenige heranwagten, der nur blendende Persönlichkeiten zu genügen schienen. Und es ist wahr, der Reiz, der Zauber, der von diesen drei Männern ausging, welche ich dir nun in den allerflüchtigsten Zügen zu schildern versuchte, dieser Zauber hatte mich gleichgiltig gemacht gegen meine Zukunft, blind für die Vorzüge anderer. Der Sinn für ein einfaches, ganz alltägliches Glück war mir abhanden gekommen.“

Ich hatte eine schöne, reizumflößene Mädchenzeit hinter mir, aber ich wurde eine — alte Jungfer. Darum, liebe Nora, laß dir mein Beispiel zur Warnung dienen und hänge dein Herz nicht an „interessante Männer.“

„Ach, liebe Tante,“ versetzte das junge Mädchen mit glühenden Wangen, „ich würde mir nichts, gar nichts daraus machen, eine solche alte Jungfer zu werden, wie du es bist. Ich werde dann eben bei dir bleiben!“

„Aber, mein Kind,“ begann die Tante zu widersprechen, als das Hausmädchen mit Licht eintrat und meldete, Herr Baron Meyen sei da und wünsche die Damen auf einen Augenblick zu sprechen.“

„Wußte ich's nicht,“ rief Nora hochrot werdend, „er kommt seine Quadrille erbitten. Wie gut, daß ich sie aufhob! Ach, sei nicht böse, Tante Leonore, aber — aber ich halte es doch mit den „interessanten Männern!“

Der erste Kuß.

(Zum Wibe von Corcos.)

Der erste Kuß — o wonnig Pfand! Wie schmerzlich sehnt' ich ihm entgegen! Der erste Kuß auf diese Hand, Die einst sich soll in meine legen!

Kein wilder Rauch, der an sich preßt Ein fremdes Sein mit Glutverlangen: Ein reines Wollen, fromm und fest, Küßt ihn mit rätselhaftem Bange.

So schwebt ein Falter scheuen Flugs Zur Blume, still vom Kelch zu nippen, So streift ein Lusthauch weichen Flugs An jene reizgeschürzten Lippen;

So grüßt den Weiser froh am Baum Ein Mann auf waldderlorne Pfade, So schauernd küßt des Kleides Saum Ein frommer Mund dem Bild der Gnade.

Hier ist's geschehn. O heilig Land! Hier ward ein schwüler Mann gebrochen; Mit einer stummen kleinen Hand Hat hier ein stummer Mund gesprochen:

Das Tiefste, was die Erde spricht, Die Geister dieses Orts vernahmen; Der Himmel, stumm im Abendlicht, Durch Rosen rief er hier ein Amen.

O selig Land — mein Wallfahrtsort! Wie künft'ig meine Lese fallen — Im Herzen will ich fort und fort Zu dieser Wunderstätte wallen;

Hier soll sich segnen, was es sei: Die höchste Lust, mein tiefstes Trauern — Und schreitet hier ein Mensch vorbei, Den mög' ein plötzlich Glück durchschauern!

Victor Blüthgen.

Nachdruck verboten.

Bigarreau.

Novelle von André Theuriet.

(Fortsetzung von Seite 135.)

III.

Amals fuhr die Post, die die Brieffschaften nach Chatillon für Seine brachte, morgens früh um drei Uhr von Auberive ab. In dem Augenblick, wo der schwere, mit zwei Pferden bespannte Wagen den Winkel bei der Schmiede beschrieb, um die bergansteigende Straße nach Recey zur Durce einzuschlagen, kletterte ein Knabe, der seine Holzschuhe kreuzweise über der Brust trug, im Nu auf die Wagendecke, hielt sich an den Stricken, mit denen das Gepäck angebunden war, fest und setzte sich, die Beine hängen lassend, hinten auf. Das durch die Räder und das Getrabe der Pferde verursachte Geräusch verhielterte den halb schlafenden Wagenlenker, die Unwesenheit dieses unerwarteten blinden Passagiers zu bemerken.

Der Wagen rollte in eine Staubwolke gehüllt ruhig weiter bis auf den Gipfel der Höhe; er fuhr rasch durch das kleine Dorf Germaine, in dem noch alles schlief und bewegte sich langsam am Saume der Wälder von Colmiers entlang aufwärts. Es war vier Uhr, und von leichten, rosigen Wolken umgeben erhob sich die Sonne hinter dem Walde von Auberive. Ihre ersten schrägen Strahlen durchbrachen das Dunkel des Hochwaldes und durchwirkten hier einen Teppich von Ephen, dort einen Busch Waldreben mit silbernen Punkten, während sich in der Tiefe die Straße in blaue Schatten getaucht, zwischen zwei mit feuchten Himbeerstauden und blühendem Johanniskraut bedeckten Abdachungen hindurch schlängelte. Die Vögel schüttelten ihr Gefieder und zwitscherten im Dicksicht. Von einer weit entfernten Meierei her ertönte Hahnenschrei wie ein Hornsignal. Man erreichte den höchsten Punkt der Höhebene. Bigarreau (man hat wohl erraten, daß er es ist), der sich noch immer an den Stricken der Wagendecke anklammerte, mochte denken, daß es nicht geraten sei, sich in die Ebene zu wagen; während ihm die benachbarten Hochwälder einen zugleich kühlen und sicheren Zufluchtsort boten. An einer Stelle des Weges, wo die Räder die Fingerhutstauden streiften, die an dem Abhang wuchsen, glitt er in das feuchte Gras herab und verließ auf diese Art, ungeschrien wie er ihn bestiegen hatte, den Wagen, der sich nun auf dem ebenen Wege in Trab setzte und bald im Staube der Landstraße verschwand. Nachdem er der im roten Licht der aufgehenden Sonne kleiner und kleiner werdenden Staubwolke noch eine Weile nachgeblickt hatte, sprang Bigarreau über den Graben, zog seine Holzschuhe an und schritt aufs Geratewohl in den Wald hinein.

Er ging immer gerade aus. Ganz berauscht von der wiedergewonnenen Freiheit, genoß er unbekümmert das Vergnügen, frei umherzuirren zu können, ohne sich zu fragen, wohin er gehen und von was er leben werde. Für den Augenblick kam es nur darauf an, die Aufferer irre zu führen; er hatte zwei Stunden Vorsprung und glaubte nicht, daß sie die Richtung errieten, die er eingeschlagen hatte. So legte er, das Dicksicht suchend und die Richtungen vermeidend, eine gute Meile im Walde zurück. Nach einer Stunde wurde das Terrain immer abschüssiger und als er rasch einem Graben entlang gelaufen war, befand sich Bigarreau in der Tiefe einer Schlucht, durch die ein Bach floß.

Der Ort war ganz einsam. Zu beiden Seiten erhoben

sich die bewaldeten Höhen fast senkrecht und hüllten den schmalen Wiesentreifen, in dem sich der Bach zwischen Blutrakut, rotem Wegerich und Spierstauden sein Bett grub, in sammetweichen kühlen Schatten. Zwei oder drei Amseln, die einzigen Bewohner dieses Thales, waren gerade damit beschäftigt, in dem fließenden Wasser zu baden, als Bigarreau aus dem Dicksicht ans Ufer trat. Sie ließen sich kaum stören, und das Vergnügen, das ihnen dieses Frühbad zu bereiten schien, machte dem Flüchtlings Lust, ihrem Beispiel zu folgen. Rasch waren die Kleider abgeworfen, und mit Wonne tauchte er nackt, wie ein Wurm, unter in das klare, vom Duft der Pfeffermünze und der Königin der Wiese erfüllte Wasser. Nachdem er sich gründlich gereinigt hatte, wälzte er sich auf dem durchsonnten Rasenteppich, um sich zu trocknen und kleidete sich dann gemächlich wieder an. Während er seine Beinkleider anzog, hatte er einen klugen Einfall. Statt seine Sträflingsjacke wieder überzuziehen, rollte er sie in einen Paß zusammen, den er unter einen großen flachen Stein im Schutz eines Strauches verbarg. — Dieser Teil seiner Kleidung trug eine Aufschrift und hatte einen so vorschriftsmäßigen, gefängnisartigen Schnitt, daß er ihn leicht verraten hätte, während er in Hemdsärmeln und Zwillingshose zur Not für einen Bauernjungen gelten konnte.

Nachdem diese weise Vorsichtsmaßregel getroffen war, sah er sich mit hungrigen Augen um. Er hatte den Abend vorher schlecht zu Nacht gespeißt, und seit dem Bade machte sich die Leere des Magens doppelt fühlbar. Nach einigem Suchen entdeckte er im Grase eines nach Süden gelegenen Abhanges reife Erdbeeren und in dem Dicksicht am Bache wilde Himbeeren. Das Frühstück war spärlich, aber aus-erlesen, und nachdem er Erd- und Himbeerstöcke gründlich ab-gesucht hatte, fühlte sich Meister Bigarreau auch etwas er-frücht. Er streckte sich, den Kopf im Schatten, die Füße in der Sonne, auf der Wiese aus und sank, eingewiegt von dem Murren des Baches, in einen leichten Schlaf.

Dieser sanfte Schlummer mochte schon ungefähr eine Stunde gedauert haben, als Bigarreau durch das Krachen geknickter Zweige und hauptsächlich durch eine frische, weibliche Stimme aufgeweckt wurde, deren Gesang sich anfangs mit seinem Traume verwob. Er öffnete wohl die Augen zur Hälfte, aber mit jener Klugheit, die er sich in der Straf-anstalt angeeignet und die ihm schon zur andern Natur ge-worden war, mußte er sich nicht, um so viel wie möglich zu sehen, ohne selbst bemerkt zu werden. Es war eine unnütze Vorsicht, denn schon seit zwei Minuten war er selbst Gegen-stand der Beobachtung.

Zehn Schritte entfernt bemerkte er die Sängerin, deren Stimme ihn geweckt hatte. Es war ein junges Mädchen von etwa 15 Jahren. Einen mit Erdbeeren halbgefüllten Korb in der einen, ein Stück Hausbrot in der anderen Hand, war sie am Rand des Baches stehen geblieben und hatte über der Betrachtung des ihr unbekanntem Schläfers das Essen vergessen.

Bigarreau, immer unbeweglich, that als ob er noch schlief und überlegte sich hin und her, was er bei diesem Stand der Dinge thun und sagen sollte, und zwischen seine Reflexionen hinein betrachtete er verstohlen den neuen An-kömmling.

Sie war in ein grobes, am Halse zusammengezogenes Leinenhemd und in einen ziemlich kurzen ausgefärbten Woll-rook gekleidet, der zwei nackte Beine mit zu großen Schnür-stiefeln fast bis ans Knie sehen ließ.

Die entblößten Arme waren, wie auch das Gesicht, von der Sonne gebräunt, die Wangen aber doch durch den Gang und die Hitze leicht gerötet. Die üppigen braunen Haare wurden durch einen Hornkamm nur lose festgehalten und fielen leicht gelockt über Nacken und Stirne bis auf zwei weitgeöffnete schwarze Augen herab, die den im hohen Grase liegenden Bigarreau halb neugierig, halb mißtrauisch be-trachteten.

Die Nr. 24 nahm sich auch gar nicht übel aus von hohem grünen Gras umrahmt. Das Bad schien allen Gefängnischmutz von ihm abgospült zu haben, und Lippen und Wangen hatten die frische Farbe wiedergewonnen, die ihm einstens den Namen Bigarreau eingetragen hatte; dazu verlieh ihm auch noch die ungezwungene Stellung eines Schlafenden ein gutmütiges Aussehen. Das junge Mädchen war etwas sicherer geworden und wagte sich einige Schritte weiter nach dem Knaben zu, der nun seinerseits den Augen-blick für gekommen erachtete, um seine erheuchelte Schlaf-igkeit abzuschütteln.

Er reckte die Arme wie einer, der eben erwacht, rieb sich die Augen und richtete sich, auf den Ellbogen gestützt, auf. Ein schelmisches Lächeln spielte um den ziemlich großen Mund des jungen Mädchens.

„Na, du hast einen harten Schlaf,“ rief sie aus.

„Postausend,“ erwiderte Bigarreau dreist, „weiß du, wenn man müde ist, schläft man wie ein Dachs. Schlafen stärkt so gut wie Essen.“

„Zimmerhin hast du nicht ganz gefastet,“ erwiderte sie mit einem spöttischen Blick auf die Himbeersträucher, die noch ganz geknickt waren von dem vorhergegangenen Beer-enfantler; „es war hier alles voll von Himbeeren und jetzt ist keine einzige mehr da.“

Dabei lachte sie hell auf, und dieser Ausbruch von Heiter-keit machte Bigarreau mitteilbarer.

„Ach, das ist eine recht magere Kost,“ seufzte er und schielte nach dem großen Stück Schwarzbrot des jungen Mädchens, „das spürt der Magen kaum.“ Sie schien die eigennützig-e Beredsamkeit dieses verstohlenen Blickes richtig zu verstehen.

„Wenn du Hunger hast,“ antwortete sie rasch, „dann

magst du's sagen, ich gebe dir gern die Hälfte von meinem Brot.“

„Das wird nicht verschmäht, denn ich habe seit gestern Abend nichts gegessen.“

Sie brach das Stück Brot entzwei und reichte ihm artig die eine Hälfte und das Körbchen mit Erdbeeren. „Greif zu,“ sagte sie, „ich habe doch genug.“

Er ließ sich nicht erst nötigen, sondern hieb tapfer ein. Er verschlang alles. Sie hatte sich ins Gras niedergekauert und sah mit einem halb verdutzten Lächeln zu, wie er so-wohl Erdbeeren wie Brod gierig verschluckte. Er schämte sich seiner Gefräßigkeit und murmelte, nachdem er seinen Jambiß noch mit einem Schluck Wasser, das er in der hohlen Hand geschöpft, angefeuchtet hatte: „So! jetzt ist mir's schon besser. Danke schön! Es war aber Zeit, ich wäre fast un-gefallen vor Hunger.“

„Wirklich? Dann ist du dich zu Hause also nicht satt?“

„Nicht immer,“ erwiderte er lakonisch.

„Bist du aus Colmiers?“

„Nein.“

„Vielleicht aus Val-Verveur?“

Er betrachtete sie von neuem mit Verlegenheit. Die klaren, kühnen Augen des jungen Mädchens erweckten Ver-trauen bei ihm.

„Ich bin aus einem Orte bei Auberive,“ antwortete er; „kennst du diese Gegend?“

„Ich bin nie dort gewesen, aber mein Vater ist da be-kannt. Sind nicht Gefangene in Auberive?“

Bei dieser unvorhergesehenen Frage verdoppelte sich die Verlegenheit des Knaben.

„Ja... ich glaube,“ stotterte er ausweichend.

Seine Verwirrung war dem Mädchen nicht entgangen. Sie betrachtete ihn mit ängstlicher Aufmerksamkeit, und er fühlte sich unter dem beharrlichen Blick dieser jungen forschenden Augen erröten. Um der Sache ein Ende zu machen, begann er sie seinerseits auszufragen:

„Was ist dein Vater?“

„Er ist Holzschuhmacher. Wir arbeiten im Augenblick in dem Holzschlag von Val-Verveur. Voriges Jahr hatten wir unsern Holzplatz in den Wäldern von Gurgis.“

„Seid ihr zu vielen auf eurem Holzplatz?“

„Nein, es ist nur der Vater, ich und dann der Cham-penois, unser Gefelle.“

„Wie heißt du?“

„Norine... Norine Vincart. Und du?“

„Ich... Bigarreau.“

Wieder öffnete sich der Mund des Mädchens, um ein leises Lachen ertönen zu lassen.

„Das ist ja der Name einer Kirche und nicht eines Christenmenschen.“

„Es ist ein Epiznamen,“ erklärte er kurz.

„Ach so! wie heißt dein Vater?“

„Mein Vater? Ich habe ihn nie gekannt.“

„Aber deine Mutter?“

„Sie ist tot,“ entgegnete Bigarreau mit mürrischem Ton.

„Die meine auch,“ sagte Norine sanft, „sie ist gestorben, als ich noch nicht zehn Jahre alt war.“

Es entstand für einige Minuten Stille. Bigarreau drehte aufgeregt den Stiel einer Pfeffermünze zwischen seinen Zähnen hin und her; das junge Mädchen tauchte eine Hand ins Wasser und belustigte sich damit, die kleinen, glänzenden Tröpfchen an ihrem nackten Arm hinunterlaufen zu lassen. Sie warf einen durchdringenden Blick auf ihr Gegenüber; dann nahm sie ihre Fragen wieder auf.

„Du warst in Auberive im Dienste?“ frug sie.

„Ja.“

„Und du bist deiner Herrschaft weggelaufen, was?“

„Du hast recht geraten,“ beeilte er sich zu sagen, in der Hoffnung, so dies verwirrende Verhör am schnellsten ab-schütteln zu können; aber er hatte nicht mit der zähen Neu-gierde des Holzschuhmachertöchterleins gerechnet.

„Wie heißt deine Herrschaft?“ frug sie weiter.

Bigarreau, den diese Frage unvorbereitet traf, suchte einen wahrscheinlichen Namen, ohne gleich einen finden zu können. Dann überlegte er sich, daß, falls er auch aufs Geratewohl jemanden aus Auberive nannte, diese Lüge von dem Untersuchungsrichter im Unterrock doch sofort entdeckt werden würde. Er wurde ungeduldig und antwortete gereizt:

„Mein Gott, ich kann mich nicht mehr darauf besinnen.“

Ein mißtrauischer Zug spielte um Norines Lippen.

„Du hast ein kurzes Gedächtnis,“ murmelte sie trocken.

Sie zog die Augenbrauen zusammen, drohte mit dem Finger und sah dem unglücklichen Bigarreau fest ins Auge, als sie sagte:

„Halt! du sagst nichts wie Lügen! Ich glaube, daß du aus dem Gefängnis in Auberive kommst, von wo du durchgegangen bist und dich selbst beurlaubt hast...“

Zugleich hatte sie sich eilig erhoben und war drei oder vier Schritte zurückgewichen, während Bigarreau ganz außer Fassung gebracht, ebenfalls aufsprang.

„Ach,“ fuhr sie fort, den Gefangenen, der wieder ganz wild dreinsah, kühl mit den Augen messend, „du brauchst mich nicht anzusehen, als ob du mich verschlingen wolltest! Du machst mir doch keine Angst, und ich brauche nur unsere Leute herbeizurufen, die in der Nähe sind.“

„Aufe nicht,“ bat Bigarreau mit dumpfer Stimme, „ich will dir lieber die ganze Wahrheit sagen: Ja, ich bin aus dem Gefängnis entflohen, aber du brauchst dich darum nicht zu fürchten. Ich will niemandem übel und dir am aller-wenigsten. Ich bitte dich, verrate mich nicht!“

Dann erzählte er ihr eiligst seine ganze Geschichte, ohne das Abenteuer vom letzten Tage wegzulassen. Er sprach

Die Uhländ-Säkularfeier.

von der Gefängnisordnung, von der schlechten Behandlung durch die Aufseher und zeigte ihr seine Hände, die noch von den Rutenhieben geschwollen waren.

Nach und nach hatte sich Norine wieder genähert und war zuletzt im Grase niedergekniet. Sie folgte mit wachsendem Interesse der Erzählung von Bigarreaus Leiden; ihre schwarzen Augen wurden bald feucht, bald leuchteten sie auf vor Entrüstung. Sie ergriff sogar eine Hand des Flüchtlings und betrachtete mitleidsvoll die dunkelblauen Striemen, die ein bereites Zeugnis von der Grausamkeit der Aufseher ablegten.

„Die Wüteriche!“ rief sie aus, „sie schlügen dich? Es ist feige, wenn sich mehrere zusammenthun, um einen Buben grün und blau zu schlagen. Wie alt bist du?“

„Ich werde sechzehn Jahre alt.“
„Gerade wie ich. Und du bist also durchgegangen? Da hast du ganz recht gehabt; ich hätte es an deiner Stelle ebenso gemacht! Aber was soll jetzt aus dir werden?“

Bigarreau antwortete, daß er nur die eine Angst habe, wieder gefaßt zu werden, denn dann würde die Strafe furchtbar sein. Er habe die Absicht, sich den Tag über in den Wäldern versteckt zu halten und nur des Nachts zu wandern, bis er sehr weit vom Centralgefängnis entfernt wäre. Dann wolle er in irgend einem Hüttenwerk Arbeit suchen.

„Ich bin stark,“ fügte er hinzu und zeigte seine Arme, „und könnte leicht mein Brot verdienen. Ich scheue die Arbeit nicht.“

Norine war nachdenklich geworden. Im Grase ausgestreckt, dessen Halme ihre junge Brust streiften, blieb sie ruhig auf den Ellenbogen gestützt, die Finger in den Haaren vergraben, liegen. Die senkrechten Falten, welche sich durch das Zusammenziehen der Augenbrauen inmitten ihrer Stirne bildeten, zeigten an, daß sie in eine schwierige Überlegung versunken sei.

„Warte,“ sagte sie nach einigen Minuten, „ich glaube, daß ich habe, was du brauchst. Mein Vater hat daran gedacht, einen Lehrling anzuwerben. Er hat ihn besonders jetzt nötig, da der Champenois auf vierzehn Tage in seine Heimat gegangen ist. Würde es dir unangenehm sein, das Handwerk eines Holzschuhmachers zu erlernen?“

„Nein. Ich habe so vielerlei Arbeit verrichtet, daß ich in der Wahl nicht schwierig bin.“

„Du wirst hier auch gut verborgen sein. Es ist ein seltenes Abenteuer, wenn man hier anderen Leuten als den Kohlenbrennern von Val-Verveur begegnet, außer im Herbst, wenn die Jagd eröffnet ist, und dann werden wir den Platz schon verlassen haben. Sicherlich werden die Genarmen dich hier nicht suchen.“

„Ja, aber wird dein Vater einen aus dem Gefängnis entwichenen Menschen zu sich nehmen wollen?“

„Das ist meine Sache,“ antwortete Norine mit entschiedenem Tone und einer drolligen Wichtigkeit, „komme nur mit mir!“

Sie nahm ihn bei der Hand, und so gingen sie zusammen am Rande des Baches entlang bis zu einer Biegung, von der aus man den Holzschlag und den Lagerplatz der Holzschuhmacher bemerkte.

Hier hieß Norine ihren Schützling hinter einem Weidenbüsch niederstehen und schärfte ihm ein, sich verborgen zu halten, bis zu dem Augenblick, den sie für richtig erachte ihn herbeizurufen.

„Ich will jetzt mit dem Vater Vincart sprechen,“ sagte sie, „rühre dich nicht von der Stelle. Wenn du mich dreimal rufen und den Schrei des Kukul nachahmen hörst, dann ist die Sache in Ordnung und du brauchst nur in den Schlag hinaufzukommen, ich werde dir dann entgegengehen.“

Sie setzte, geschickt von Stein zu Stein springend, über den Bach und schritt zwischen den aufgeschichteten Bergen von Knüppelholz hindurch bis zu einer Biegung des Weges, hinter der der Holzplatz lag.

Die Niederlassung der Holzschuhmacher bestand aus einer großen kegelförmigen, mit hemooster Erde gedeckten Hütte und einem Schuppen mit Reifdach, in dem die Borräte an fertigen Holzschuhen unter einer Schichte Holzspänen ruhten.

Die eigentliche Werkstatt befand sich unter freiem Himmel, und in dem Augenblick, als Norine ankam, saß der Vater Vincart rittlings auf seinem Block und skizzierte mit Hilfe seines Dachsbells die Umrisse eines Paars Holzschuhe auf einen Buchentumpf. Sein offenes Hemd zeigte seine sonnenverbrannte, von ergrauenden Haaren bedeckte Brust. Er war ein kleiner gekrümmter Mann, nahe an den Fünzigjahren, sehr lebhaft, mit aufgestülpter Nase, finnlischem Mund und lachenden, feuchten Augen.



L. Uhland.

Nach einer Radierung von C. Schüler; Verlag von J. G. Cotta, Stuttgart.
Aus „G. Koennecke, Bilder-Atlas zur Geschichte der deutschen National-Litteratur“ (Marburg, Elwert).

Am 26. April begeht das deutsche Volk den hundertjährigen Gedenktag der Geburt seines vielgeliebten Dichters Johann Ludwig Uhland. Es gedenkt seiner als eines der jangescmächtigsten Poeten, die je das Vaterland verherr-

licht und erhoben; als eines tief sinnigen Gelehrten und Forschers deutschen Volks- und Schriftwesens; als eines hochgenutten und charaktervollen Politikers; als eines echten deutschen Mannes endlich, der lauter und schlichter auch durch die wildesten und gehässigsten Parteikämpfe dahinging seinen hohen Zielen entgegen, von allen Parteien geehrt, allen gleich teuer und lieb, von böser Nachrede nie berührt und, da er aus diesem Leben schied, vom ganzen deutschen Volke tief und nachhaltig betrauert.

An der Neckarhalde im altehrwürdigen Tübingen, auf der alten inneren Stadtmauer ruhend, steht das Haus, in dem Ludwig Uhland vor nunmehr hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, ein guter bürgerlicher Bau mit drei über einander vortretenden Stockwerken und hohem, gegen die Straße gewendeten spitzen Giebel. Unter ihm ausgebreitet liegt weithin das reiche schöne Neckarthal: den Blick hinauflockend am lebendigen Wasser durch Ufergebüsch und Waldung in die Freiheit, an die hohen burgengezierten Bergränder der Alb, anziehend für jeden fühlenden Menschen, entzückend für ein sinniges, stillbewegtes Dichtergemüt.

Früh sog hier der junge Uhland die Herrlichkeit der Welt, die Schönheit des Vaterlandes, zusamt dem Reiz von Sage und Geschichte in sich ein, der wie ein verklärter Glanz über dem Württemberger Lande lag und liegt. Hier durchlebte er glückliche Schul- und Universitätsjahre, erwarb 1810 den Doktorhut und ging dann nach Paris, um für gewisse Disciplinen des französischen Rechts daselbst Studien zu machen. Zurückgekehrt trat er als Praktikant in das Bureau des Justizministeriums ein, in welchen er bis 1814 thätig blieb.

Mit diesen praktischen Beschäftigungen lief schon damals parallel seine dichterische Produktion. Als zwanzigjähriger Jüngling trat er zum erstenmale als Poet auf, die erste Sammlung seiner Gedichte erschien 1815. Die großen politischen Ereignisse der Zeit, an denen Uhland tiefinnerlich teilnahm, gaben den Klängen seiner Veier bald einen hochpatriotischen Klang, der aller Herzen gewann. Sein Volk sah in ihm seinen berufenen Vertreter, und so trat er schon 1819 für das Oberamt Tübingen in die Ständeversammlung ein.

Zehn Jahre politischer, poetischer und wissenschaftlicher hingebender Thätigkeit erwarben ihm den Lehrstuhl für deutsche Sprache und Litteratur an der Universität Tübingen, und damit ein Feld reichster und erwünschtester Thätigkeit. Hier sammelte er um sich einen Kreis begeisterter Hörer, hier versenkte er sich tief und liebevoll in die Vorzeiten deutschen Schrift- und Volkstums, hier schuf er litterarhistorische Werke von bleibendem Wert.

Die bewegten politischen Zeiten bereiteten seiner Lehrthätigkeit ein vorzeitiges Ende. Als der Staat ihm den zum Wiedereintritt in die Kammer erforderlichen Urlaub verweigerte, legte er (1833) sein Amt nieder und widmete sich nun ganz den großen politischen Interessen seines Volkes, für die er unablässig mit edlem Freisinn und patriotischer Wärme einstand.

Das Jahr 1848 rief Uhland in die deutsche Nationalversammlung: er trat für Tübingen-Rotenburg ein und blieb seiner Mission durch alle Wechselfälle, denen die Versammlung unterlag, getreu, folgte selbst dem Rumpf derselben nach Stuttgart, wo er auf der Linken mit den Letzten ernst und furchtlos ansharrte. Seitdem lebte er in sorgenlosen Verhältnissen in seiner Vaterstadt Tübingen, wo seit 1836 jenseits der Neckarbrücke, nahe dem Thor unter schönen Akazien, sein stattliches Haus mit freier Terrasse und hohen ionischen Pilastern sein Geglück und eine stillbefriedigte Gelehrtenexistenz schützend und bergend umschloß. Im Jahre 1854 schrieb er sein letztes Lied, im Jahre 1862 schloß er die müden Augen für immer.

Von Uhlands Liedern, Balladen und Dramen, ihre Schönheit und ihren Wert beleuchtend, sprechen zu wollen, hieße durchaus Überflüssiges thun. Alle jene Dichtungen sind der teure Besitz, das geliebte allgeantete Eigentum des deutschen Volkes. Alt und jung, hoch und niedrig, haben sie sich erquid an der Wahrheit und Innigkeit seines poetischen Empfindens, gestärkt an dem Ernst und der Hoheit seiner vaterländischen Gesinnung, entzückt an der lebensvollen Plastik seiner Balladen und Romanzen, begeistert an dem tiefen liebevollen Verständnis des Großen und Herrlichen in Deutschlands Geschichte und Sage! Für jeden hat er gesungen, auf jeden gewirkt, jeden den erhebenden und versittlichenden Einfluß wahrer Poesie empfinden lassen. Darum mag es genügen, heute, wo wir, von Erinnerungen bewegt, auf des Dichters gesegnetes Leben und mächtiges Wirken zurückblicken, dankbar mit dem Dichter zu sprechen:

Wob er nicht schon in unsrer Jugend
Des Liebes Schmuck, der Sage Lust,
Reist er nicht zu entschloßner Jugend
Den Freiheitsdrang in unsrer Brust!
Ja er stand, deutschen Reichthums Wächter
In sinnverwelkter Zeiten Lauf,
Und huldigend schauten drei Geschlechter
Zu seiner stillen Hoheit auf!
Er schied; es bleibt der Mund geschlossen,
So karg im Wort, im Lied so klar,
Der Mund, d'raus nie ein Spruch gestossen,
Der seines Volkes nicht würdig war.
Doch waltet segnend sein Gedächtnis
Unsterblich fruchtend um uns her;
Das ist an uns sein groß Vermächtnis:
So treu und deutsch zu sein, wie Er!

Die Schweizerin Norine.

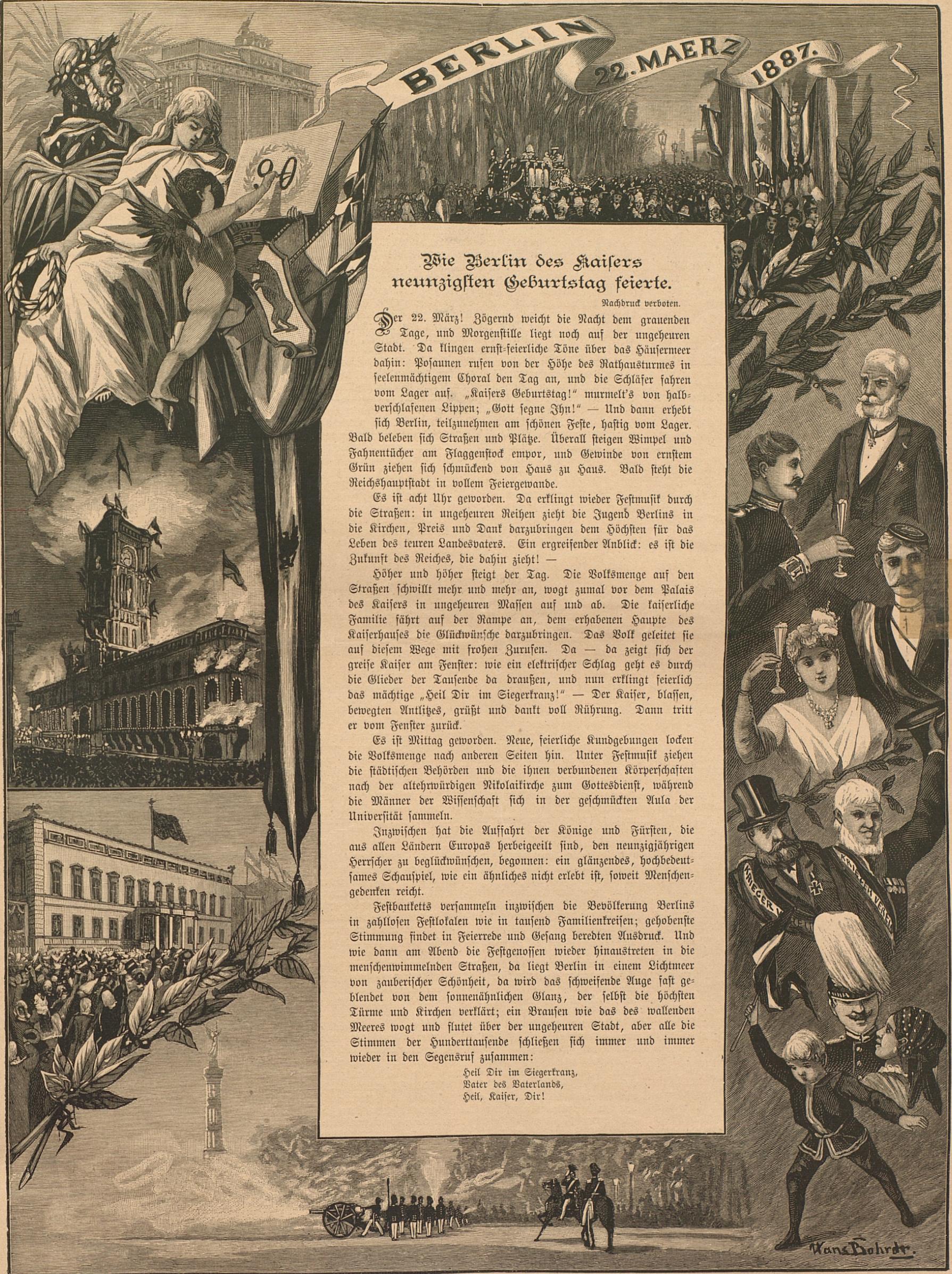
Da droben auf dem Hügel,
Da stehst im blauen Thal,
Man sieht dort seinen Pfund
Ist schon Land feindlich;
Doch steht mir junger Mann
Am Abend auf dem Berg,
So dringelt sein Truf
Und singt dem Jüngling Lied.

Da droben in dem Grunde,
Da stehst längst du ein,
So liegt in ihm sein Pfund
Sein Proun, stolz und würf;
Ein Litzel zinnigst
Und Minnand stehst auf ihm.

Uhlands eigenhändige Niederschrift obigen Gedichts.

Reproduziert aus dem Manuskript einer Gedichtausgabe und als echt beglaubigt von T. G. Schwab.
(Aus der Handschriften-Sammlung der N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung, Marburg.)

(Fortsetzung folgt.)



Wie Berlin des Kaisers
neunzigsten Geburtstag feierte.

Nachdruck verboten.

Der 22. März! Högernd weicht die Nacht dem grauenenden Tage, und Morgenstille liegt noch auf der ungeheuren Stadt. Da klingen ernst-feierliche Töne über das Häusermeer dahin: Posaunen rufen von der Höhe des Rathhausturmes in seelenmächtigem Choral den Tag an, und die Schläfer fahren vom Lager auf. „Kaisers Geburtstag!“ murmelt's von halb-verschlafenen Lippen; „Gott segne Ihn!“ — Und dann erhebt sich Berlin, teilzunehmen am schönen Feste, hastig vom Lager. Bald beleben sich Straßen und Plätze. Überall steigen Wimpel und Fahrentücher am Flaggenstoc empork, und Gewinde von erstem Grün ziehen sich schmückend von Haus zu Haus. Bald steht die Reichshauptstadt in vollem Feierrigewande.

Es ist acht Uhr geworden. Da erklingt wieder Festmusik durch die Straßen: in ungeheuren Reihen zieht die Jugend Berlins in die Kirchen, Preis und Dank darzubringen dem Höchsten für das Leben des teuren Landesvaters. Ein ergreifender Anblick: es ist die Zukunft des Reiches, die dahin zieht! —

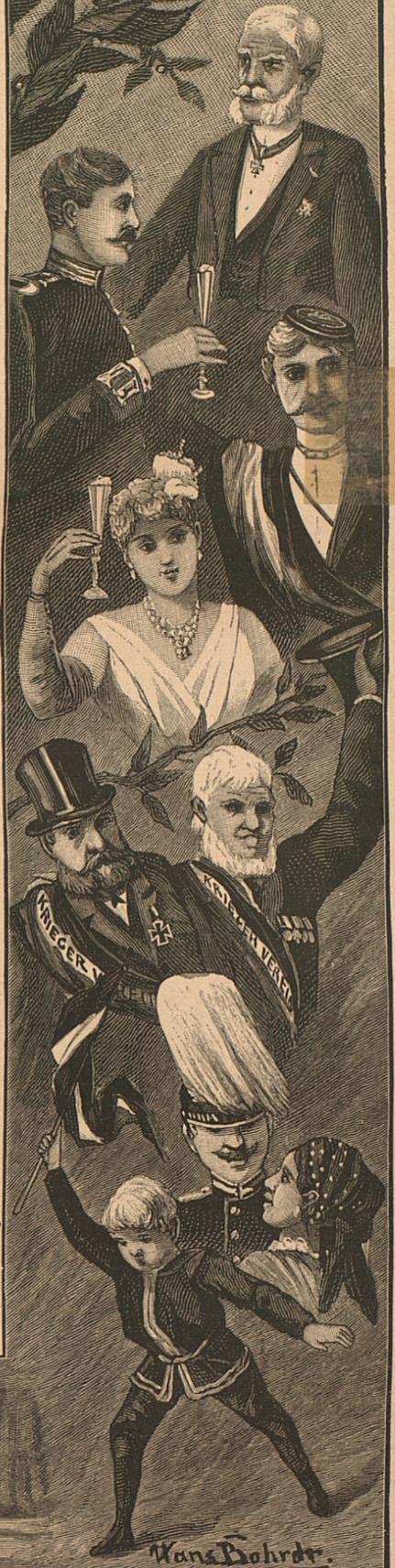
Höher und höher steigt der Tag. Die Volksmenge auf den Straßen schwillt mehr und mehr an, wogt zumal vor dem Palais des Kaisers in ungeheuren Massen auf und ab. Die kaiserliche Familie fährt auf der Rampe an, dem erhabenen Haupte des Kaiserhauses die Glückwünsche darzubringen. Das Volk geleitet sie auf diesem Wege mit frohen Zurufen. Da — da zeigt sich der greise Kaiser am Fenster: wie ein elektrischer Schlag geht es durch die Glieder der Tausende da draußen, und nun erklingt feierlich das mächtige „Heil Dir im Siegerkranz!“ — Der Kaiser, blasen, bewegten Antlitzes, grüßt und dankt voll Rührung. Dann tritt er vom Fenster zurück.

Es ist Mittag geworden. Neue, feierliche Kundgebungen locken die Volksmenge nach anderen Seiten hin. Unter Festmusik ziehen die städtischen Behörden und die ihnen verbundenen Körperschaften nach der altherwürdigen Nikolaikirche zum Gottesdienst, während die Männer der Wissenschaft sich in der geschmückten Aula der Universität sammeln.

Inzwischen hat die Auffahrt der Könige und Fürsten, die aus allen Ländern Europas herbeigeieilt sind, den neunzigjährigen Herrscher zu beglückwünschen, begonnen: ein glänzendes, hochbedeutungsvolles Schauspiel, wie ein ähnliches nicht erlebt ist, soweit Menschen-gedenken reicht.

Festbanketts versammeln inzwischen die Bevölkerung Berlins in zahllosen Festlokalen wie in tausend Familienkreisen; gehobenste Stimmung findet in Feierrede und Gesang berebten Ausdruck. Und wie dann am Abend die Festgenossen wieder hinaustreten in die menschenwimmelnden Straßen, da liegt Berlin in einem Lichtmeer von zauberlicher Schönheit, da wird das schweifende Auge fast geblendet von dem sonnenähnlichen Glanz, der selbst die höchsten Türme und Kirchen verklärt; ein Brausen wie das des wallenden Meeres wogt und flutet über der ungeheuren Stadt, aber alle die Stimmen der Hunderttausende schließen sich immer und immer wieder in den Segensruf zusammen:

Heil Dir im Siegerkranz,
Vater des Vaterlands,
Heil, Kaiser, Dir!



Kans Bohrer.

Nachdruck verboten.

Aus dem alten Hannover.

III. Im Fahrwasser der Geselligkeit.

Vor allen Dingen galt es nach der Ankunft in Hannover, sich in die neue, glänzende Löwenhaut zu feden. Die zum Besuche der Generalstabsakademie auf vier Jahre von ihren Truppenteilen abkommandierten, offiziell Generalstabsoffiziere zweiter Klasse genannten Offiziere trugen nämlich dem neuesten Befehle zufolge gleichfalls die Silberstickerei, die „Intelligenzstreifen“ und den wallenden Helmbusch des wirklichen Generalstabes. Das war widersinnig, denn man sollte auf der Schulbank doch erst für den Dienst des Generalstabes ausgebildet werden, und die acht jungen Herren, die sich in der Akademie zusammenfanden, konnten nicht sämtlich später endgiltige Stellung auf dem Stabe finden. Außerdem erregte diese auszeichnende Uniformierung der für wenige Jahre und nach kurzer Dienstzeit mit dem Anklage an frühere englische Verhältnisse gern als „Youngsters“ bezeichneten, aus dem Stabe ihrer Regimenter scheidenden Kameraden den Neid und die Eifersucht manches älteren Truppenoffiziers. Wir neugeborenen Generalstäbler hatten daher in der ersten Zeit viel unter den auf unsere prächtigen Uniformen zielenden Neckereien zu leiden, und ich entsinne mich, wie ich bei Gelegenheit einer fröhlichen Tafelrunde den Bosheiten eines geistvollen Artilleristen nur durch die ärgerliche Ausrufung ein Ziel setzen konnte: „Sie hätten das Rot auch lieber an den Beinkleidern, als auf dem Kopfe.“ Nun war der Brandschutz wütend, aber ich hatte die Lacher auf meiner Seite, und ernstere Folgen wurden durch das Dazwischentreten ruhiger Freunde verhindert.

Nachdem die dienstlichen Meldungen abgeflattet waren und auch eine passende Wohnung sich schnell gefunden hatte, begann der regelmäßige Unterricht, der einen großen Teil des Tages in Anspruch nahm. Von den kleinen, sagen wir kindlichen Leiden und Freuden, die unter solchen Verhältnissen nicht ausbleiben, selbst wenn die Schule den Namen einer Akademie annimmt, wenn an die Stelle des halbwüchigen Knaben als Vorkämpfer ein Mann tritt, der schon mehrere Jahre im Leben steht, und wenn die harte Schulbank sich in den bequemeren Stuhl verwandelt, von diesen Leiden und Freuden verstaube ich vielleicht ein andermal dies oder jenes aus treuer Erinnerung niederzuschreiben. Heute möchte ich meine Leserinnen einen Blick thun lassen in das lebhaft gesellschaftliche Treiben, das zur Winterzeit in der Welfenresidenz an der Leine herrschte, und in dessen Strudel ich mich mit vollster jugendlicher Spannkraft Hals über Kopf hineinstürzte.

Die hannoversche Welt sonderte sich der Hauptsache nach in zwei Kreise, deren Mitglieder mit Bezug auf Bildung und Erziehung völlig ebenbürtig und auch hinsichtlich ihrer Lebensstellung und des gesellschaftlichen Ranges vielfach gleichberechtigt waren — der leidige Mammon spielte glücklicherweise hier keine ausschlaggebende Rolle —, Kreise, die demgemäß manche Verührungspunkte besaßen und auch vielfach in einander flossen, de. Hauptsache nach aber scharf getrennt neben einander bestanden. Die innerliche wie äußerliche Scheidung sprach sich schon in ihrer Beziehung als erste und zweite Gesellschaft aus.

Zur zweiten Gesellschaft vereinigten sich die höheren Staatsbeamten und die Generale, soweit sie oder ihre Gemahlinnen bürgerlicher Abstammung waren. In ihr hatte jeder Offizier eo ipso Zutritt, und wenn die zweite Gesellschaft nach guter norddeutscher Art auch ihrerseits eine einigermaßen feste Ausschließlichkeit nicht verleugnete, so bildete doch den Grundton ihres Auftretens die von Bitterkeit nicht freie Nebenbuhlerschaft mit der ersten Gesellschaft.

Die letztere setzte sich zusammen aus den zahlreichen, zum eigentlichen Hofe zählenden Adelsfamilien, aus der den großen Grundbesitz vertretenden Aristokratie des Landes, welche Schlösser und Güter verließ, um für die Wintermonate ihr Haus in der Residenz zu öffnen, und dem diplomatischen Corps, dessen Vertreter im häufigen Wechsel der Persönlichkeiten vorzugsweise das frische, belebende und dann auch wieder das verbindende Element zwischen den bei so kleinen Verhältnissen, wie sie in Hannover bestanden, unanschieblichen Koterieen ausmachten. Die tanzende Herrenwelt bestand aus den verschiedenen Attachés und jüngeren Beamten, soweit diese von Adel waren. Die Offiziere des mit seinem Stabe und einer Schwadron in Hannover bequartierten Garde du Corps-Regiments, der Kavallerie überhaupt und des Garderegiments hielten sich gleichfalls zur ersten Gesellschaft. Diese verschloß sich auch bürgerlichen Offizieren nicht, doch hatten diese sich um die Aufnahme besonders zu bemühen und sich eine Stellung selbst zu erobern.

Wohin mich wenden? In die zweite Gesellschaft vermies mich mein bürgerlicher Name und der Truppenteil, dem ich angehörte. Dort hatten sich aller Wahrscheinlichkeit nach mir alle Pforten weit geöffnet. Zur ersten dagegen zog mich der Reiz des Neuen, Unbekannten, nur unter Schwierigkeiten Erreichbaren. Um diesem Dilemma, für das ich keinen bekannten Vergleich anstellen will, der für keinen Teil besonders schmeichelhaft ausfallen würde, zu entgehen, unternahm ich das Wagnis, mich in beiden Gesellschaften einzuführen, machte Besuche über Besuche und folgte den später in natürlicher Rückwirkung auf die abgegebenen Karten an mich gelangenden Einladungen.

Nur wenige Familien der zweiten Gesellschaft verfügten über die erforderlichen Mittel, um größere Festlichkeiten im eigenen Hause zu geben. Die Bälle wurden vielmehr meistens in gemieteten Lokalen abgehalten und erschienen mir, wahrscheinlich sehr mit Unrecht, nach ihrer ganzen Anordnung, nach den Toiletten der Damen und den gebotenen futuristischen Genüssen so überaus langweilig, steif und nüchtern, daß sie einen Vergleich mit unseren gemütlichen Abenden im Sphitum zu Münden nicht auszuhalten vermochten. Dieses abschreckende Urteil gründete sich selbstverständlich lediglich auf subjektive Eindrücke, erscheint anderen Beurteilern vielleicht gänzlich ungerechtfertigt und ist daher weder imstande, noch beabsichtigt es, Persönlichkeiten zu verlegen, von denen vielleicht manche ihrer Güte und ihres Entgegenkommens wegen meiner steten Dankbarkeit gewiß sein können.

Dagegen darf als Thatfache betrachtet werden, daß die in der zweiten Gesellschaft herrschende Einfachheit einen starken Gegenatz zu dem prächtigen Luxus bildete, der in den Salons der ersten entfaltete wurde. Noch aus den Zeiten der Personalunion Hannovers mit England her unterhielten die

meisten europäischen Reiche eigene diplomatische Vertreter am Hofe des deutschen Mittelstaates, und die Gesandtschaften der größeren Länder, Englands, Frankreichs und Russlands, verfügten über ein zahlreiches und hoch besoldetes Personal. In den durchweg reich und dabei behaglich ausgestatteten Wohnungen der fremden Diplomaten wurden viele prächtige Feste abgehalten, bei denen nicht selten eine reizende Hausfrau die größte Anziehungskraft ausübte. Unter der großen Zahl ausländischer Damen, denen ich während eines zehnjährigen Verkehrs in der Gesellschaft bekannt geworden bin, stehen mir drei besonders lebhaft vor Augen, die, verschiedenen Ländern entstammend, sämtlich als Schönheiten ersten Ranges gelten konnten und dabei unter einander doch nach Gesichtszügen, nach Figur und Haltung so verschieden waren, daß sie eigentlich gar nicht mit einander verglichen werden konnten. Jede Einzelne hätte den Apfel des Paris verdient. Das waren als erste die Marquise de Malaret mit ihrer grazios biegsamen Gestalt, deren wohlgetroffenes Bildnis ich später in Fontainebleau auf dem großen Gemälde Winterhalters wiederfand, das die Kaiserin Eugenie im Kreise ihrer Damen darstellt; ferner die stets von einer Schar von Verehrern umschwärmte junonenhafte Mistress Petre, die Gattin eines englischen Legationsrates, die ihre blendenden Toiletten so gut wie die Geheimnisse ihres Boudoirs, einschließlich des Pinsels, mit dem das zart-bläuliche durch die blütenweiße Haut auf Hals und Nacken schimmernde Geäder ungläubwürdigem Gerücht zufolge vervollkommen werden sollte, aus dem großen Babel an der Seine in die kleine norddeutsche Residenz verpflanzt hatte, und endlich die sylphidenartig zierliche Fürstin Schafowstoj, deren mutmaßliche Beziehungen zu einem riesengroßen Garde du Corps, ungeachtet des kindlich unschuldigen Ausdrucks in den lieblichen Zügen der Dame, monatelang den Mittelpunkt für das Geklatsch der alten Weiber beiderlei Geschlechts, die natürlich auch in Hannover nicht fehlten, bildete.

Der vornehm gediegene Fuß, auf dem die Häuser der großen hannoverschen Familien gehalten wurden, stand der modernen Eleganz in den Gesandtschaftshotels keineswegs nach. Unter dem Adel des Landes gab es vielleicht nur einzelne, die man mit dem Prädikat „sehr reich“ im heutigen Sinne hätte belegen können, aber die vorherrschende mittlere Wohlhabenheit gestattete durchweg eine ziemlich anpruchsvolle Lebensführung, und wenn die höheren Genüsse des Lebens, wenn Kunst und Wissenschaft nicht überall im wünschenswerten Maße gepflegt waren, so wurde doch auch nicht vorzugsweise oder gar ausschließlich einem nackten Materialismus gehuldigt. Das muß ausdrücklich betont werden, denn der nicht wegzuleugnende Geschmack des Norddeutschen an gutem Essen und Trinken trat nicht nur bei großen Festen, sondern schon beim täglichen Tische hervor. In keiner andern Gegend Deutschlands wird so viel Wert auf einen appetitlich und zierlich gedeckten Tisch gelegt und mit solcher Strenge auf sorgfältige Zubereitung der einfachen Tageskost gehalten, wie dies selbst im hannoverschen Bürgerhause geschieht. Als natürliche Folge davon habe ich auch nirgends eine so ungezwungene Gastfreundschaft wieder gefunden, die den Zufallsstast zu jeder Mahlzeit à la fortune du pot willkommen heißt, wie in meinem engeren Vaterlande.

Hannoversche Familien waren vielfach unter sich verwandt und verschwägert, hatten aber auch zahlreiche Beziehungen nach dem Auslande. Dadurch kamen wieder viele Fremde zu uns, unter ihnen auffallender Weise fast gar keine Preußen. Die allgemeinen Sympathien der Gesellschaft neigten sich in solchem Grade dem sührenden deutschen Kaiserstaate zu, daß es allgemeines Aussehen, fast könnte man sagen Entrüstung, hervorrief, als eine hannoversche Dame, noch dazu die Tochter eines reich begüterten und mit einem hohen Hofamte betrauten Mannes, dessen hauptsächlich Besitztungen hohlgemerkt aber in Preußen lagen, sich einem preussischen Hufarenoffizier mit prächtigem Namen verlobte. Man könnte die Hannoveraner an den Fingern herzählen, die zu jener Zeit in die preussische Armee eingetreten sind. Wer nicht in der eigenen kleinen Armee dienen wollte, der suchte und fand meistens Aufnahme in den Reihen des österreichischen Heeres, die ihm selbst dann noch offen zu stehen pflegten, wenn die leidigen Examina in der Heimat ein Hindernis für sein Fortkommen abgeben hatten.

Viele Umstände wirkten zusammen, um den in der ersten Gesellschaft Hannovers herrschenden Ton so zwanglos heiter zu gestalten, wie dies in den von guter Erziehung und feiner Sittlichkeit gezogenen Grenzen nur möglich ist. Der Hannoveraner erscheint gleich dem Briten auf den ersten Blick förmlich und zurückhaltend. Ist ihm ein Fremder aber von befreundeter Seite und in aller Form, auf die er großen Wert legt, vorgestellt, so verliert sich sein steifes Wesen wie mit einem Schlage, und im eigenen Hause tritt er den Gästen mit aufrichtiger Herzlichkeit entgegen. Wenn der Hannoveraner einmal sein Herz erschließt, der kann sich ganz auf ihn verlassen, wenn auch die an anderen Orten herrschende sogenannte Gemütslichkeit, die gleich die erste Bekanntschaft mit Klaffen und Umarmungen beginnt, eine schwache Seite der Niederachsen ist.

Hatten mir anfangs private Beziehungen einzelne Salons der ersten Gesellschaft erschlossen, so war ich von dem mir überall entgegenstrahlenden Glanz derartig überwältigt, daß ich alles daran zu setzen beschloß, um inmitten dieser Herrlichkeiten heimisch zu werden. Wer selbst einmal jung und lebenslustig, dabei vielleicht auch etwas eitel und selbstbewußt gewesen, wird mir das nicht verdenken. Mit der Zeit rückte ich denn auch von der bescheidenen Stellung eines Mannes, dessen Berechtigung zum Erscheinen auf dem glatten Parkett in seiner Eigenschaft als sicherer und unermüdlicher Tänzer gipfelte, zu einem Gaste auf, der seiner Persönlichkeit wegen nicht ungern gesehen ward, fehlte nicht bei den größeren Festen, ward aber auch vielfach zu der viel anziehenderen Geselligkeit im engeren Kreise herangezogen, in der die Menschen sich natürlicher und offener geben, und verlebte im Sommer und zur Herbstzeit köstliche Tage auf manchem Herrensitze.

Mit den Herren brachte mich meine Liebhaberei für Pferde und Jagd in nähere Verbindung, und den Ballmüttern empfiehlt der tanzende Jüngling sich am sichersten durch aufmerksame Höflichkeit, die bei keiner Gelegenheit veräußt, nach dem Befinden der gnädigen Frau zu fragen. Vielleicht genoß ich auch um deswillen die besondere Gunst der älteren Damen, weil ich mich stets mit ängstlicher Sorgfalt davor hütete, auch nur in den Verdacht zu kommen, als ob ich ein Bewerber um die Hand der Töchter werden könnte. Denn in diesem Punkte verstanden die bei allem geselligen Schilff im innersten hoch-

mütigen und adelsstolzen Familien keinen Spaß. Sie hielten fest an den vom Vater auf den Sohn überkommenen Standesunterschieden, und aus den langen Jahren, während welcher ich unter ihnen verkehrte, ist mir kein einziger Fall gegenwärtig, in welchem eine Dame aus den ersten Adelsgeschlechtern einen bürgerlichen Mann geheiratet hätte.

Auch äußerlich trat dieser Hochmut zuweilen in die Erscheinung, namentlich bei gewissen Damen, unter denen die Gemahlin eines gräflichen Großgrundbesizers den unbestrittenen Sieg in dieser Beziehung davontrug. Sie war die Tochter eines im späteren Lebensalter geadelten Emporkömmlings, dessen Gesterbe am westfälischen Hofe des Königs „Morgen wieder Lustig“ nicht auf den „gentleman“ schließen ließ, und unter den älteren Gardeoffizieren gab es fast keinen stattlichen Mann, von dessen früheren Beziehungen mit der schönen Gräfin die geschwätige Juma nicht zu erzählen gewußt hätte. Die Dame, welche für ihre zahlreichen und sämtlich bildschönen Töchter vortreffliche Partien zu finden gewußt hatte, so daß sie, nach schleichendem Ausdruck, als eine echte „Mutter Tanglern“ bezeichnet werden konnte, besaß nur wenige Freunde, man gönnte ihr jede kleine Niederlage, und es gab einen allgemeinen Jubel, als einst Minister Graf Platen sie mit einem treffenden Worte gründlich „abfuhrte“. Der genannte Herr, zu dem die Jugend der Gesellschaft mit schauer Ehrfurcht emporklickte — ging doch die Sage, daß Kaiser Napoleon ihn für den Diplomaten der Zukunft erklärt haben sollte —, verfügte über einen gefürchteten, weil allzeit schlagfertigen, beißenden Wit. Als nun die in Rede stehende Dame sich in abfälliger Weise über die mangelnden Ahnen eines neu am Gesellschaftshimmel auftauchenden weiblichen Gestirnes ausließ, da antwortete der gleichfalls für sehr hochmütig geltende Reichsgraf mit seiner verbindlichsten Verbeugung: „Sie haben ganz recht, beste Gräfin. Aber Sie müssen bedenken, es kann nicht jede eine geborene Schmeide sein.“

Ubrigens gab es unter der weiblichen alten Garde mehrere Persönlichkeiten von Rang und Stellung, die auf eine bewegte Vergangenheit zurückblicken sollten. Wer die damaligen hannoverschen Zustände gekannt hat, erinnert sich noch der bereits in vorgerückten Jahren stehenden Witwe eines Staatsministers, welche die Aufforderung zum Wiederbesuch eines bestimmten Circus ablehnte, weil dort keine schönen Männer zu finden seien. Und von einer anderen, durch große Liebesheldigkeit sich auszeichnenden Gräfin behauptete die böse Welt, König Ernst August, hochseligen Andenkens, habe ihren Namen genannt, als er dem beleidigten französischen Gesandten die geforderten Entschuldigungen machte. Der letztere wollte in heller Entrüstung Stadt und Land verlassen, weil der König, bekanntlich ein großer Verehrer weiblicher Schönheit, beim Diner seiner Nachbarin, der Gemahlin des Gesandten, den etikettgemäß entblößten Nacken gestreichelt hatte, und ließ sich erst besänftigen, als der Monarch erklärte, daß eine Verwechslung der Persönlichkeiten vorliege.

Doch alle die galanten Abenteuer, deren humoristisches Andenken von Generation zu Generation in der Gesellschaft nach gehalten wurde, gehörten einer längst verstorbenen Zeit an, deren Sitten lockerer gewesen sein mochten. Sie waren, wenn wirklich wahr, thatächlich vergeben und vergessen, und ihre Heldinnen konnten jetzt mit ernster Würde über die Tugend anderer spitterderrlich aburteilen. Sie erwiesen sich allerdings nicht übermäßig streng und hatten auch wohl festen ernsthaften Grund dazu. Wohl hatte die einem russischen Fürstengeschlecht entsprossene, aber jetzt einen hannoverschen Grafennamen tragende Dame — man wollte behaupten, sie habe ihren jetzigen Gemahl in Madeira „unter der Glasglocke“ kennen gelernt — durch ihre Extravaganzen eine Zeit lang die glatte Oberfläche des Gesellschaftslebens in arge Bewegung gebracht, und namentlich bei der Königin derartigen Anstoß erregt, daß die letztere bei Bällen und Konzerten ihr eigenes Boudoir schloß, um dieser einen Frau und ihrem männlichen Hofstaate den Zutritt in das Allerheiligste zu verwehren. Aber die Gräfin kam in der Zeit, von welcher ich spreche, aus ihrem Schlosse in der Gegend von Hildesheim nur noch selten nach Hannover und eigentlich nie zu Hofe. Wenn es nun in dem gesellschaftlichen Treiben, bei welchem junge lebenslustige und schöne Frauen — mochte deren Eleganz auch unter der Herrschaft der häßlichen Krinolinen leiden — den Ton angaben, während die unverheirateten Mädchen sich durchgängig mit bescheidenen Nebenrollen begnügen mußten, an allerlei kleinen mehr oder minder pikant angehauchten Zwischenfällen nicht fehlen konnte, so gaben diese doch lediglich den Stoff ab für die der wärmsten Nächstenliebe entspringenden Mitteilungen von Ohr zu Ohr im engeren Kreise. Ein einziger wirklicher Familienfandal allerdings gelangte mit all seinen wenig ansprechenden Einzelheiten zur öffentlichen Kenntnis, und dieser endigte wunderbarer Weise damit, daß der beleidigte Ehemann die gerichtliche Scheidung von der Mutter seiner Kinder durchsetzte, ohne den Schädiger seiner Ehre zur Verantwortung zu ziehen.

In der rauschenden und glänzenden Geselligkeit mit ihren zahllosen kleinen Intriguen und Verschlingungen, ihren Animositäten und engeren Beziehungen, ihrem Lieben, Hoffen und Enttägen, bildete die Einladung zu einem großen Hoffeste eine gern gesehene Abwechslung. Zwar hörten die für die courfähige Gesellschaft bestimmten sogenannten Schloßbälle mit den Jahren ganz auf, doch an ihrer Stelle gab der König nicht jeden Winter, aber von Zeit zu Zeit, ein sogenanntes Völkersfest, bei dem sich neben der ersten und zweiten Gesellschaft noch zahlreiche weitere Persönlichkeiten von Bedeutung, Vertreter von Wissenschaft und Kunst, die hervorragenden Mitglieder des Theaters und andere in den Räumen des königlichen Theaters zusammenfanden. Diese wurden in ähnlicher Weise für gesellschaftliche Zwecke hergerichtet, wie dies im Berliner Opernhause anlässlich der Subskriptionsbälle zu geschehen pflegt. Das Parkett war durch einen erhöhten Boden mit der Bühne zu einem mächtigen Saale verbunden, zu dem eine breite Freitreppe aus der königlichen Mittelloge und weitere Treppen von den Seitenlogen des ersten Ranges herniederführten. Hier, wo königliche Gastfreundschaft im hellsten Licht erglänzte, führte der Intendant Graf Julius Platen, der Bruder des Ministers und eine überaus liebenswürdige Persönlichkeit, den Hofmarschallstab, und unter seinem Regimente entfaltete sich zwischen den Tausenden der Geladenen eine durch keine steife Etikette eingezwängte heitere Fröhlichkeit. Die Theaterbälle galten mit Recht bei jedermann als die Krone der winterlichen Festlichkeiten.

Nachdruck verboten.

Kulinarisches Allerlei.

Nr. 1. Nieren-Croquetten. 2 fetter Kalbsnieren werden in Fleischbrühe, zu der man etwas Weißwein, Citronenschale, 1 Prise weißen Pfeffer und ein Stückchen Schalotte thut, 20—25 Minuten gedämpft, dann giebt man noch eine blanchierte Kalbsmilch und 1 Overtasse voll Champignons (frische oder im eigenen Saft eingekochte) hinzu, dämpft alles weich und hakt dies, sobald es erkaltet ist, fein. Eine fein gehackte Schalotte schwitzt man in Butter mit 2 Eßlöffeln voll Mehl, fügt, sobald das Geschwiste im Rührlöffel weiter kocht, die Nierenbrühe, ebenjoviel kochenden Rahm (Sahne), das nötige Salz und 1 Prise Muskatnuß hinzu, verkocht dies unter beständigem Rühren zu einer dicken Sauce, giebt etwas Madeira und nach Belieben etwas Kapern, ohne deren Essig dazu, fügt nun auch die gehackten Nieren der Sauce bei, läßt das Ganze unter Rühren wieder heiß werden — auch etwas in wenig Fleischbrühe aufgelöste Gelatine kann man beimischen — und zieht 3—4 Eidotter hindurch. Wie bei allen Croquetten stellt man die Masse 24 Stunden kalt. Kurz vor dem Anrichten formt man mit in Semmelkrume getauchten Händen dicke Würstchen aus der Masse, taucht sie in zer Schlagenes Ei, wendet sie in Paniermehl, dem man etwas Salz zumischt, ein, wiederholt dies und bäckt sie schwimmend in Ausbackfett goldbraun. Hügelartig mit Petersilie und Citronenspalten verziert richtet man sie an.

Nr. 2. Austerberg. Zu dieser feinen Schüssel bereitet man eine feine Fisch- oder Kalbfleischfarce und einen guten Blätterteig und rechnet auf jede Person 6—7 Austern. Eine wenig tiefe, gut gebutterte, mit Zwiebackkrume bestreute runde Schüssel wird bis zum Rande mit Farce gefüllt, der Rand mit Eiweiß bestrichen und darauf ringsum ein breiter Streifen Blätterteig gelegt, das Ganze mit einem gebutterten Papier bedeckt und auf Sand in den ziemlich heißen Ofen gestellt und ½ Stunde gebacken. Die Austern löst man aus ihren Schalen, paniert sie mit Ei und Zwiebackkrumen, denen man etwas Salz, geriebene Citronenschale und Muskatnuß zusetzt, legt sie 2 Minuten in heiße hellbraune Butter, beträufelt sie mit etwas Citronensaft und legt sie in mirton, so daß sie einen Berg bilden, auf die Farce, garniert das Ganze zierlich mit Oliven, Petersiliensträußchen, Citronenspalten u. s. w. und giebt eine Austerberg nebenher.

Nr. 3. Gefüllte Schweinsfüße. Die gut gereinigten Schweinsfüße (6 Stück) werden abgebrüht, dann mit Salz, Pfeffer, Citronenschale, Nelken, Wurzelwerk, Zwiebeln, Kräutern, 1 Lorbeerblatt in Wasser 6 Stunden langsam gekocht und läßt man sie dann in der Brühe erkalten. Ohne die Haut zu verletzen, zieht man nun ganz vorsichtig die Sehnen und dicken Knochen heraus, füllt sie mit einer schmackhaften Trüffeljarce, schlägt jeden Fuß in ein Stückchen Schweinsnetz, näht dies ringsum zu und kocht sie in derselben Brühe ½ Stunde, wendet dann die Füße in Ei und Paniermehl um, bäckt sie in Butter goldbraun, schneidet sie in Scheiben und richtet sie mit in Rotwein gedämpften Trüffeln an.

Nr. 4. Curry-Suppe. Von zwei alten Hühnern und 500 Gramm in dünne Scheiben geschnittenem Ochsenfleisch kocht man 4 Liter kräftige Brühe, löst, sobald die Hühner weich sind, die Brühe und das Fleisch von den Keulen ab, beseitigt Haut und Sehnen und hakt 3 Viertel des Fleisches mit 50 Gramm fettem frischen Schweinefleisch, einer kleinen Schalotte, etwas Petersilie und einigen Estragonblättern fein, schwitzt dies in etwas Butter und verrührt es mit 4 Eiern, Salz, etwas Muskatnuß und 1 Prise weißen Pfeffer zu einer wohlgeschmeckenden Masse, die man durch einen Durchschlag treibt, dann Klößchen daraus formt, diese in der Brühe gar kocht und in die Suppenschale legt. In Butter schwitzt man 3 Eßlöffel voll Mehl hellgelb, rührt es mit ¼ bis ½ Liter süßem Rahm glatt, seigt die Brühe dazu und fügt 1 Theelöffel voll Currypulver hinzu; das übrige Hühnerfleisch, das man schon vorher in Stückchen schnitt, legt man gleichfalls in die Suppenschale, träufelt den Saft einer Citrone darüber, fügt noch einen Eßlöffel voll Sago hinzu und giebt die Suppe darüber. Auch Formreis kann man daneben anrichten.

Nr. 5. Blumenkohl-Püree-Suppe. Hierzu kocht man eine kräftige Fleischbrühe nach früherer Vorschrift. Necht weißen gepuzten Blumenkohl kocht man erst in Salzwasser halb gar, nimmt ihn dann aus dem Wasser und kocht ihn dann in der Fleischbrühe, zu der man 25 Gramm frische Butter gab, vollends weich, nimmt die schönsten Köpfe davon ab und stellt diese in etwas Fleischbrühe warm, den übrigen Kohl aber treibt man durch ein feines Sieb. 2 Eßlöffel voll Mehl schwitzt man in frischer Butter, sobald es im Rührlöffel weiter kocht, giebt man joviel Fleischbrühe als man gebraucht dazu, kocht sie einige Minuten, fügt das Püree hinzu, kocht die Suppe damit noch 10 Minuten, zieht sie mit einigen Eigelben ab und richtet sie über den Blumenkohlröschen und kleinen Klößchen von Geflügel oder Kalbfleischfarce an. Statt der Klößchen kann man auch kleine Filets von Hühnerfleisch in die Suppe legen.

Nr. 6. Rosenkohl-Suppe. (Sehr schmackhaft.) ½ Liter Rosenkohlröschen dämpft man in offener Kasserolle in gelatztem Wasser, dem man eine Messerspitze voll Natron zusetzt, gar, doch dürfen sie nicht zerfallen. ½ Liter Rosenkohl bedeckt man mit 2—3 Liter Fleischbrühe, fügt eine gebratene Zwiebel — man schneidet sie durch, legt sie mit der Schnittseite auf den Herd und läßt sie hellbraun werden —, ¼ Liter voll weißer Semmelkrume, 1 Stückchen frischer Butter, ein Stückchen Macisblüte, 1 Prise Pfeffer hinzu, zerkoht den Rosenkohl, treibt das Ganze durch ein Sieb, legt die ganzen Rosenkohlröschen in die Suppenschüssel, giebt die beiden Brühen zusammen, schmeckt nach dem Salze, zieht die Suppe mit 5—6 Eigelben, die man mit süßem Rahm (3—4 Eßlöffel voll) verquirlt, ab, richtet sie über dem Rosenkohl an und giebt hellgeröstete Semmelwürfel oder glacierte Maronen dazu. Zu Fastensuppe nimmt man Milch statt der Fleischbrühe.

Nr. 7. Schleie mit Sped-Sauce. Die Fische werden auf gewöhnliche Art blau gekocht. 150 Gramm in kleine Würfel geschnittener Lufspeck wird gelblich geröstet, dann hebt man mit einem Schäumer die Würfel heraus und stellt sie warm.

In das Fett giebt man 2 Gramm Zwiebelessenz (Dr. Raumanns), 4 Eßlöffel voll feinstes Mehl, 2 Theelöffel voll englisches Senfmehl, 6 Eßlöffel voll kaltes Wasser, 4 Eier, rührt dies alles ganz glatt, giebt dann ¼ Liter kochende Fleischbrühe, der man 1 Theelöffel voll Fleischextrakt hinzusetzt, unter Rühren dazu, fügt noch eine Prise weißen Pfeffer hinzu, stellt die Kasserolle ins Wasserbad und rührt die Sauce bis sie dick wird, schmeckt nach dem Salze und schärft sie mit dem Saft einer Citrone. Die Spedwürfel legt man auf eine erwärmte Schüssel, die unzerteilten Schleie draufs, gießt die Sauce darüber und verziert die Schüssel mit Semmel-Croquets und Citronenspalten. Salzkartoffeln mit gehackter Petersilie bestreut giebt man zu dem Fisch. Die Sauce ist für 2½—3 Kilogramm Fisch und bei mehreren Gängen für 12 Personen berechnet.

Oft erschienen die Gäste zu ihnen in Kostümen oder maskiert und zuweilen nahm die Königin dabei an besonderen Veranstaltungen teil. So konnte man einmal die wahrhaft fürstliche und mit anmutiger Würde getragene Gestalt der hohen Frau, zu der die etwas apathischen Gesichtszüge und die kurzlichtigen zusammengekniffenen Augen allerdings im Gegensatz standen, in einer reichen geschmackvollen Phantasiengewandung als Treffkönigin in einer von den Intimen des Hofes aufgeführten Kartenquadrille bewundern, der weitere Tänze und Vorstellungen sich anschlossen.

Mit einem gleichaltrigen Freunde erschien ich auf einem dieser „Mamsellenbälle“ als spleeniger Brite. Das blonde Haupt war mit einem Rankinghute von übertrieben moderner Form bedeckt und der ganze Anzug bis zu den Gamaschen herab war aus demselben Stoffe gefertigt. Das Kostüm war einfach und bequem. Aber wir erregten Aufsehen, als wir unter aufgespannten Rankingschirmen die Säle durchwanderten. Mr. Howard, der englische Gesandte, machte uns scherzhaft Vorwürfe, daß wir uns noch nicht bei ihm hätten blicken lassen. Auch der König rief uns heran, um, mit Humor auf die Situation eingehend, uns willkommen zu heißen, und er lachte herzlich, als ich ihm, mein bestes Englisch hervorbringend und dabei die Silben recht übertrieben betonend, bemerkte, daß wir in dem langweiligen London von seinem großartigen Feste gehört und sofort einen Extrasteamer genommen hätten, um noch rechtzeitig zur Stelle zu sein.

Wahrscheinlich hat der unglückliche Monarch bei dieser Gelegenheit auch die Worte geäußert, daß er sich freue, uns zu sehen, Worte, die vielfach, auch in der Presse, so gedeutet worden sind, als ob der König damit hätte den Mangel des Gesichtes Dritten gegenüber verdecken wollen. König Georg gebrauchte merkwürdigerweise diese Redewendung sehr häufig; ich habe sie bei den verschiedenen Gelegenheiten wohl hundertmal aus seinem Munde gehört, aber ich kann versichern, daß ich nie den Eindruck irgend einer Absichtlichkeit dabei gewonnen habe. Sie ist mir, und wahrscheinlich jedem einzelnen Hannoveraner, stets als ein ganz natürlicher Ausdruck dessen erschienen, was der König sagen wollte. Wir alle mußten und empfanden, daß das nach einer Parade gespendete Lob nicht auf die eigene Wahrnehmung unseres Kriegsherrn begründet war, aber man würde, meine ich, gerade dadurch immer von neuem ganz ausdrücklich an das Gebrechen des Königs gemahnt sein, wenn dieser nicht seiner Zufriedenheit, die Regimenter in gutem Zustande zu ersehen, Ausdruck gegeben, sondern statt dessen etwa gesagt hätte: „General von Grote hat mir gemeldet, daß der Vorbeimarsch wohl gelungen war und daß ich zufrieden mit der Haltung der Truppen sein kann.“ Niemand und am wenigsten der König selbst, welcher sein und seiner Nachkommen Herrschaft über die „angestammten Lande“, bis an das Ende aller Dinge“ für gesichert hielt, ahnte damals die im Schoße der Zukunft schlummernden Ereignisse und deren alle Verhältnisse des Königreichs Hannover umstürzenden Folgen. Armer König! Wohl ist seine Persönlichkeit nicht mit der gewaltigen Gestalt unseres greisen Helmschäfers in Vergleich zu ziehen, aber die den Hohenzollernfürsten auszeichnende leuchtende Freundlichkeit, selbst dem Geringsten gegenüber, die mitfühlende Teilnahme an dem Ergehen anderer, denen das Schicksal eine bescheidenere Stellung im Leben angewiesen hat, war auch dem Könige Georg V. in hohem Grade eigen. Wie kehrte sich sein scharf ausgeprägter Fürstentum wider einen tiefer Stehenden. In den menschlich schönen Eigenschaften als Gatte und Vater, in der Sittenreinheit seines Privatlebens steht Hannover's letzter König unübertroffen da, denn das, was Böswilligkeit von den häßlichen Zwischenträgern eines seiner Zeit vielgenannten und dann reich gewordenen Haarfriseurs wissen wollte, beruht auf leerer Erfindung. Ebenso die in jener Wortverdrehung liegende lascive Andeutung, die den Titel einer „Kammerjägerin“ in den einer „Sängerin in der Kammer“ verkehrte.

Der König war stets und überall vom reinsten besten Willen beseelt. Wenn er dennoch fehlte, auf politischem Gebiete fehlte, so hat der stolze Mann sein Thun schwer genug gebüßt. Die körperliche Blindheit trübte auch den klaren Blick des geistigen Auges, und mit dem Verluste der Krone hat sich am Sohne die Vergewaltigung bestehende Rechts durch den Vater, durch König Ernst August gerächt, dessen Staatsstreich erst einem Blinden das Besteigen des Thrones ermöglichte. Die irdischen Überreste Georgs V. ruhen seit Jahren bereits, wenn auch an der Seite seiner königlichen Vorfahren, doch fern von seinem geliebten Hannover, in fremder Erde. Ein eigenartiger Zufall aber hat es gefügt, daß derselbe preussische Prinz, dem Welfenhochmut einst die Hand der fürstlichen Tochter versagte, den Befehl über die hannoverschen Landesöhne „im Rode des Königs“ führt und jetzt auch als Regent von Braunschweig das Welfenerbe verwaltet, um dessen späteren Besitz die hannoversche Regierung schon vor langer Zeit eine papierne Fehde mit dem mächtigeren Nachbar geführt hatte. Herrmann Vogt.

Nachdruck verboten.

Schädliche Gartenpflanzen.

Von Otto Lehmann.

Raum werden Liebe, Wein und Schlachtgetümmel von den Dichtern herrlicher gefeiert, als die Lust des Frühlings. Mit den Freunden Amors geht er Hand in Hand. Die Rebe treibt und der Eichenbaum entfaltet — dem Sieger winkend — von neuem sein Laub. Abermals wiederholt sich das liebliche Bild, wie die Friedenstaube dem Vater Noah das Blatt vom Olbäume bringt: die düstern Stimmungen und Sorgen des Winters sind mit der Schneedecke geschwunden, das trübe Wasser verläuft sich wie eine Sintflut, die Erde kleidet sich in smaragdnes Grün, Baum, Strauch und Kraut bedecken sich mit lieblich duftenden Blüten, Nachtigall und Kukuk neßt ihren Kunstgenossen in Baum und Strauch, begleitet vom quakenden Heer der Frösche, stimmen den Sonnegesang an, und der Mensch ist nicht der letzte, der diese schöne Zeit misstieirt. Manch fröhliches Lied entquillt seiner Brust und dankbaren Herzens nimmt er all die Gaben hin, welche ihm dargebracht werden, nicht immer der Gefahr achtend, welche ihm zuweilen Flora bereitet, indem nicht wenige ihrer lieblichen Kinder, und zwar oft die beliebtesten und schönsten unserer Ziersträucher und Gartenpflanzen, die nachteiligsten Folgen

für die Gesundheit der Menschen, sogar den Tod herbeiführen können. Wie oft schon mag ein plötzliches Umwohlfsein des Lieblinges der Mutter, das sich niemand erklären konnte, auf das Spielen mit einigen Gartenblumen, auf das Abbeißen einiger Blüten oder auf das Rauen von Blättern und Zweigen schädlicher Pflanzen des Gartens zurückzuführen gewesen sein?

Nur wenige Gärten dürfte es geben, in denen nicht jener aus den Voralpen stammende, baumhoch wachsende Zierstrauch, der beliebte Goldregen (Cytisus Laburnum) zu finden ist, und manches Kind hat schon die herrlichen Blüten desselben zu schönem Strauß gewunden, ohne auch nur zu ahnen, daß dieses lockende Gewächs schädlichen Einfluß auf die zarte Gesundheit ausüben kann; denn sie enthält, namentlich in der Rinde, den Samen und den Hülsen ein äußerst giftiges Alkaloid, das Cytisin, das leicht löslich ist und bitter schmeckt.

Ein anderer Nachbar des Goldregens ist der gemeine Blasenstrauch (Columba arborescens), dessen unpaarig gefiederte Blätter namentlich eine stark purgierende Eigenschaft haben, weshalb sie öfter betrügerischer Weise zur Verfälschung der Semmesblätter benutzt werden. Die goldgelben Schmetterlingsblüten, mit abgekürztem Hölzer der Fahne erscheinen im Juni und Juli und bilden, gewöhnlich bis zu sechs, nickende Trauben. Leicht kenntlich ist er an den im Herbst erscheinenden Hülsen, welche mit Luft angefüllt sind, so daß sie knallen, wenn man sie zusammendrückt.

Als eine ebenfalls mit herrlichen Schmetterlingsblüten versehene hierher gehörige Pflanze nennen wir ferner die strauchige Kronenwicke (Coronilla Emerns). Auch sie hat, wie die vorige Pflanze, aus den Gebirgen Süddeutschlands sich den Weg in unsere Gärten gebahnt, obgleich sie als eine gefährliche Giftpflanze bezeichnet werden muß. Die strauchartige, krautige Pflanze, von 1 bis 2 m Höhe, hat gelbe Blüten und ihre wenig-paarigen Blätter führen stark ab, daher muß von den Kindern das Rauen derselben vermieden werden.

Auch der allbekannte Oleander (Nerium Oleander), aus den Küstenländern des Mittelmeeres stammend und zu den scharf-narkotischen Giftpflanzen gehörend, ist mit Vorsicht aufzunehmen, denn in warmen Ländern sind bereits seine Ausdünnungen schädlich. Aus diesem Grunde sollte er nie in Schlafzimmern aufgestellt und nie geduldet werden, daß Kinder die Blüten desselben in den Mund nehmen. So sind auch schon Vergiftungen dadurch vorgekommen, daß man Kuchen zur Ausschmückung mit Oleanderblüten besteckte und Teile davon mitgenossen wurden.

Von den krautartigen Giftgewächsen, die zur Zierde in unsern Gärten gezogen werden, nehmen im Juli und August ganz besonders die Eisen- oder Sturmshüte (Aconitum), welche auch Teufelswurz, Ziegeltod, Mönchs- oder Narrenfappen u. s. w. genannt werden, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Aber nicht allein ihrer schönen Blüten wegen verdienen sie dieselbe, sondern vielmehr infolge ihrer sehr giftigen Eigenschaften. Sie sind unstreitig die gefährlichsten Mitglieder der Familie der Ranunculgewächse, welche fast alle mehr oder weniger giftig oder doch scharf sind. Die Blätter sämtlicher Arten (wahrer Eisenhut, bunter Eisenhut, Störks-Eisenhut, Wolfs-Eisenhut etc.), namentlich aber die Wurzel und der widrig riechende, scharf schmeckende Saft, welcher sich reichlich in jenen Teilen findet, verursachen, gleichviel ob innerlich oder äußerlich angewendet, höchst gefährliche Zufälle. Auf der Haut erzeugen sie eine starke Rötte und Geschwulst; innerlich genommen bewirken sie beizenden, stechenden Schmerz auf der Zunge, starken Aufstuh des Speichels, heftige und drückende Schmerzen im Magen, unerträgliches Brennen im Kopfe, Krämpfe und Tod. — Die chemische Analyse ließ in den Pflanzenteilen neben einem bitteren und scharfen Extraktivstoff, einem Wachsharze, Eiweiß und Gummi das Aconitin, ein Alkaloid, erkennen, welches das eigentlich wirksame Prinzip ist. — Ihrer Gefährlichkeit wegen sollte diese zwar recht schöne Pflanze aus den Gärten verbannt werden, mindestens sind Kinder zu warnen, von derselben Teile abzubrechen und zum Strauß zu verwenden. Leicht kenntlich ist diese Pflanze an den lockeren, 5 bis 10blütigen Blütentrauben. An dem großen unregelmäßigen, meistens dunkel-violettblauen Kelche sehen wir den halbkugelig-gewölbten Helm, zwei muschelförmig gebogene und zum Teil vom Helm bedeckte obere und ebenso viel elliptische, stumpfe untere Blättchen. Der Sporn ist etwas gekrümmt.

Ebenso gefährlich als letztgenannte Pflanzen sind die Fingerhüte (Digitalis). Fast sämtliche Arten derselben haben sich durch ihre herrlichen Blüten in die Gärten eingebürgert, trotz ihrer Schädlichkeit. So reizend auch der Anblick ist, den sie gewähren, wenn sie im Sommer unsere Gärten zieren, oder die Waldblößen und Bergabhänge über und über mit gelben, braunen, vorherrschend aber purpurroten Blüten bedecken, die von den hohen Stengeln sich niederbeugen und die zierlichen Glöckchen oder Rachen der einseitigen Trauben öffnen, so gefährlich sind doch dieselben in der Hand Unersahrender, denn keine der verschiedenen Fingerhutarten mag des mächtig wirkenden Stoffes, den man Digitalin nennt, gänzlich entbehren, ein Gift, das noch in 200 000 facher Verdünnung sich bemerklich macht. Namentlich entwickelt sich dasselbe in den Samen und Blättern des roten Fingerhutes, wenn er das zweite Lebensjahr erreicht hat, am kräftigsten, und wieder überträgt die wilde Pflanze an Wirkfamkeit ihre künstlich gepflegte Schwester. Die Zufälle, welche dieses Gift herbeiführt, sind: heftige Magen- und Gehirnreizung.

Zur Bekleidung von Lauben und Zäunen wird gern die Wald- oder Wildrebe (Clematis) angepflanzt. Sämtliche bei uns bekannte Arten zeichnen sich durch einen scharfen Saft aus, der auf der Haut Blasen zieht und nicht verschluckt werden darf, während der Samen Durchfall erregt. Die bekannteste Art ist die gemeine Waldrebe (Cl. Vitalba). Dieser sehr gewöhnliche Schlingstrauch treibt zahlreiche, oft bis 10 m hoch kletternde Stengel, mit gefiederten, oft rankenden Blättern. Die in den Blattwinkeln entspringenden Blüten bilden Trugdolden. Die zahlreichen graulich-weißen Blüten erscheinen im Juli und August, während im Herbst die Hecken und Zäune zierenden, mit langen fedrig-bärtigen Schweifen versehenen Früchtchen reifen. — Schärfer als diese wirkt die brennende Waldrebe (Cl. flammula), mit weißen wohlriechenden Blüten. Sehr beliebt ist die blaue Waldrebe (Cl. viticella) mit doppelt gesägten Blättern und honiggelben Früchtchen mit kurzem, bartlosen Schweife, sowie die steife Waldrebe.

(Schluß folgt.)

Allerlei fürs Haus.

Ein neuer Blumentopf. Wenn man Topfpflanzen in allgemein üblicher Weise begießt, so werden leicht die in der Erde vorhandenen Nährsalze der Pflanzen weggeschwemmt, besonders wenn beim Begießen des Guten zuviel geschieht, wie dies so häufig gerade bei Zimmerpflanzen der Fall ist. Es kann dadurch auch die beste Erde binnen kurzer Zeit der meisten wertvollen Bestandteile beraubt werden. Diesem Uebelstande wird durch den bestehend abgebildeten Blumentopf oder Reserverblumentopf, wie man ihn nennen könnte, abgeholfen. Die Wandung des Topfes ist doppelt; die innere am unteren Rand mit einem Kranze von Löchern (N) versehen, die äußere ganz geschlossen, bis auf eine Schnauze (O) zum Eingießen des Wassers, das den Hohlraum zwischen den beiden Wandungen erfüllt, von unten her durch die Öffnungen der inneren Wandungen in die Erde eindringt und sie durchfeuchtet. Ein weiterer, nicht zu unterschätzender Vorteil dieses Topfes ist die Sauberkeit, die seine Anwendung gewährleistet. Die leidigen Unterfüße, die schließlich doch überlaufen oder nach jedesmaligen Begießen ausgegossen werden müssen, sind dadurch entbehrlich. Es wäre zu wünschen, daß diese praktische Neuerung, die wir einem amerikanischen Blatte entnehmen, auch bei uns Eingang fände.

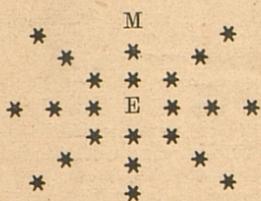


Glycerin. Auf ein älteres, früher schon von uns empfohlenes Haut- und Hausmittel wird neuerdings wiederum aufmerksam gemacht; in der That verdient dieses Mittel der Vergessenheit entrissen zu werden. Vor zwanzig Jahren bereits empfahl nämlich Sichel eine Mischung von Eidotter und Glycerin, die, auf die Haut aufgetragen, einen schützenden Überzug für dieselbe bietet. Diese Eigenschaft bedingt es, daß das Glycerin in allen Fällen offener Hautoberfläche, insbesondere bei Brandwunden, Sonnenbrand, offenen Frostbeulen, wunder Brust u. immer ausgezeichnete Dienste leistet. Die Bereitung dieser Mischung kann in jedem Haushalte geschehen und zwar, indem man 4 Gewichtsteile Eidotter zunächst mit einem Eiweißschläger gut durcharbeitet und dann 5 Gewichtsteile reines, desilliertes Glycerin gehörig darunter mischt. Da es im Handel viele schlechte Sorten Glycerin giebt, die durch ihre Verunreinigungen reizend, besonders auf offene Hautstellen wirken, so kaufe man das Glycerin nur in einer zuverlässigen Apotheke. Es muß rein weiß erscheinen und darf ein Tropfen, in der warmen Hand verrieben, nicht riechen, besonders keinen noch so schwachen Geruch nach ranzigem Fett zeigen. Das Glycerin macht den Eidotter in dieser Mischung vollkommen haltbar; sie verdirbt nicht. Beim Auftragen der Mischung wird das Glycerin schnell von der Haut aufgenommen, während das Eiweiß des Dotters als zarter Hautüberzug die bestrichenen Stellen vor unmittelbarem Luftzutritt schützt. Das Häutchen ist sehr schmiegsam und zieht sich nicht zusammen, wie dies beim Kollodium der Fall ist; auch kann Glycerin z. B. bei Sonnenbrand, gespannter Haut, zum Decken großer Hautflächen, wie des ganzen Gesichtes, verwendet werden. Wenn man einen Teil eines geschmolzenen Gemisches von 8 Teilen Schweinefett und 2 Teilen gelbem Wachs mit einem Viertel Glycerin, warm, d. h. wenn die Fettmischung beinahe zu erstarrten beginnt, vermischt und mit etwas Karmin färbt, so erhält man eine vorzügliche und nicht ranzig werdende Lippenpomade.

Für Jung und Alt.

Aufgabe.

Man soll vier mythologische Namen angeben, die in der folgenden Aufstellung, wenn man statt der Sternchen Buchstaben wählt, in der Mitte den Buchstaben E und oben den Buchstaben M gemeinschaftlich haben.



Denkmal der Barbara Uttmann in Annaberg.
Nach einer Photographie in Holz geschnitten.

Auflösung der Kryptogramm-Aufgabe Seite 120.
La vérité est le soleil des intelligences.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 73.

An Stelle der Wörter: 1. Lieb. 2. Schluß. 3. Pferd. 4. Grimm. 5. Vergebens. 6. Allein. 7. Heute. 8. Zaudern. 9. Jahre. 10. Merkmal. 11. Secht. 12. See. 13. Mühe. 14. Brauchbar. 15. Verschönerung. 16. Widerwillen. 17. Gram. 18. Rein. 19. Nützen. 20. Haber. 21. Grund. 22. Laben. 23. Entschuldigung. 24. Heiß. 25. Verwegen, sollen andere von ähnlicher Bedeutung (Synonyme) angegeben werden, deren Anfangsbuchstaben hinter einander gelesen, ein bekanntes deutsches Sprichwort bilden.

Korrespondenz.

Frau Gertrud Scharffenberg in St. Wir erfüllen gern Ihren Wunsch, eine Abbildung des neuen Barbara-Uttmann-Denkmal zu sehen, indem wir eine solche nach photographischer Aufnahme anbei bringen. Bezüglich der persönlichen Verhältnisse der edlen Menschenfreundin, berichten wir, daß Barbara Utterlein, Tochter des Patriziers Heinrich v. Utterlein, im J. 1514 zu Utterlein im Erzgebirge geboren ist, sich an einen reichen Bergheeren Christoph Uttmann in Annaberg verheiratete und, geführt durch die Not der armen Künstlerinnen im Gebirge, ihnen durch Einführung der Spinnweberei im J. 1561 einen lohnenden Erwerbsszweig und damit Binderung aller Not und Sorge brachte. Sie starb, hochgeehrt als Wohltäterin der Armen, verewittwet im J. 1575 in Annaberg, wo man schon im J. 1834 ihr Grab mit einem bescheidenen Denkmal geziert hat.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. v. W.
In C. Wasserichte Bekleidungsstoffe werden entweder dadurch hergestellt, daß sie mit einem von Wasser nicht befeuchteten Stoff überzogen oder durchtränkt werden, der die Fasern verklebt, so daß auch die Luft nicht durch das Gewebe dringen kann, oder es werden auf die Fasern chemische Stoffe abgelagert, welche das Gewebe wasserdicht machen, ohne daß seine einzelnen Fasern miteinander verklebt werden, so daß also die Luft frei durch das Gewebe zirkulieren kann. Gesundheitlich sind selbstverständlich die letzteren vorzuziehen, da sie die beständige und notwendige Ausdünstung des Körpers nicht hindern. Leider sind die Gummistoffe, welche zu der ersteren Art gehören, noch heute die am meisten verbreiteten, zu Regenmänteln u. s. w. verwendeten Stoffe. Es giebt unendlich viele Vorschriften und Patente zur Herstellung poröser wasserdichter Stoffe, von denen, so viel uns bekannt, am besten noch sich die Durchtränkung des Gewebes mit essigsaurer Thonerde bewährt hat. Schon im Jahre 1870 wurden die Tuchröcke u. c. der Pariser Befugung mit diesem Mittel wasserdicht gemacht. Wünschenswert wäre es und besonders den Anhängern des Jägerischen Wollregimes angenehm, wenn solche porösen wasserdichten Wollstoffe überall käuflich zu haben wären. Uns ist nur eine Firma bekannt, welche dergleichen Stoffe anfertigt, es ist Ferdinand Jakob in Dinslaken, Rheinpreußen, dessen Fabrikate in Uhlands Wochenchrift empfohlen werden. — **W. B.** Ein Stopp, Stick- und Webeapparat, der sich an jeder Singer-Maschine anbringen läßt, wird von W. u. B. Opel in Frankfurt a. M. hergestellt. Im Einzelverkauf kostet der Apparat einschließlich des Honorars für das Anlernen, welches nur 1-2 Stunden in Anspruch nehmen soll, 6 Mark, ohne Anlernen 5 Mark. Der Apparat ist patentiert, beschrieben und abgebildet ist er in der Deutschen Industrie-Zeitung Nr. 5 dieses Jahres. — **Fr. B.** Ein sogenanntes „Englisches Flechwasser“ zum Entfernen von Säure, Salz, Teer- und Fettflecken besteht aus einer Mischung von 100 Gramm Weingeist von 95 Prozent, 30 Gramm hartem Salmiakgeist und 4 Gramm Benzol. — **Abonn.** in Str. Jedes größere Gummiwaren-geschäft pflegt die Reparatur von Gummiwaren zu befordern.

Verschiedenes. Gertha. Dankend abgelehnt. Wir bitten um Verfügung über das Manuskript. — **Frau Natalie W.** in St. Zur Frauenerwerbsfrage äußert sich in eingehendem und sehr sachverständigem Schreiben an uns der Chef eines großen Geschäfts für Fabrikation von Puzgegenständen dahin, daß sehr viele junge Mädchen lediglich ein Vorurteil von der Wahl eines sehr sicheren und einträglichen Berufes zurüchtele. Das sei namentlich in betreff der Puzfabrikation der Fall. Hier biete sich gebildeten, arbeitslustigen und geschäftlich brauchbaren Damen in der Provinz ein höchst fruchtbares Arbeits- und Erwerbsgebiet! — Wohl fehle es nicht an sogenannten „Puzarbeiterinnen“, ja sehr zahlreiche entbehrten der Beschäftigung oder arbeiteten um einen Hungerlohn, aber das seien ohne Ausnahme solche, die entweder ungebildet, untüchtig, unfleißig und nur auf den eigenen Puz bedacht, oder solche, die absolut nicht auf das anständige Leben der Großstädte verzichten wollten und eine stillbefriedigte, ehrenvolle und arbeitsreiche Existenz in einer Provinzialstadt perhorreszierten. So entstände für die Puzgeschäfte der Mittelstädte eine wirkliche Kalamität aus dem absoluten Mangel an gebildeten und respektablen jungen und älteren Damen, die ausgerüstet mit Geschmack für Formen und Farbe, erfahren im Technischen und voll Lust und Liebe zur Sache, die Puzarbeit wirklich als Lebensberuf auffassen und sich an dem stilleren Leben der Provinzialstädte genügen ließen! — Und doch sei derselbe mindestens ebenso frei, ebenso achtbar, ebenso lohnend, als derjenige einer Gouvernante, einer Gesellschafterin, Stütze der Hausfrau u. c. Schon eine junge Puzmacherin, die jenen Anforderungen leidlich entspreche, aber noch in der Ausbildung begriffen sei, erwerbe bei freier Station und freundschaftlichem Anschluß an die Familie des Prinzipals 20-25 Mk. monatliches Honorar; tüchtige und erfahrene bis zu 50 Mk., ohne daß rüchlich der Toilette so hohe Ansprüche an sie gestellt würden, wie in der Residenz mit ihren zahllosen Verführungen zu Gelbtausgaben! — Es sind das, wie wir meinen, beherzigenswerte Überlegungen eines Sachverständigen. Möchten sie in den Familien, die für ihre Töchter einen Lebensberuf und Erwerb suchen, in Erwägung gezogen werden!

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer patentierter Thürheber. Der hier skizzierte neue Thürheber zeichnet sich seinen Vorgängern gegenüber durch Leistungsfähigkeit und einfache Handhabung aus. Fig. 1 zeigt den Thürheber außer Tätigkeit und ist für den Gebrauch desselben folgendes zu bemerken: Man öffnet zunächst die Thüre so weit, daß dieselbe sich vollkommen außerhalb des Rahmens befindet, und schiebt den vorderen zugespitzten Teil des Apparates darunter. Hierauf drückt man den Hebel mit der Hand oder dem Fuße nach unten, wodurch, wie aus Fig. 2 ersichtlich, die obere Platte des Apparates und mit ihr die darauf ruhende Thüre gehoben wird. Der Thürheber bleibt nun, ohne gehalten zu werden, in dieser Lage, bis man den Hebel wieder nach oben bewegt, und man kann die nunmehr freigewordenen Angeln aufs bequemste öfen. Das Heben der Thüre selbst geschieht mit größter Leichtigkeit, da durch die Kraftübertragung des Hebels das Thürgewicht für die mit dem Apparat arbeitende Person bis auf ein Minimum reduziert wird. Der neue Thürheber ist aus Gußeisen hergestellt und lackiert; er kostet 2,50 Mark, bei portofreier Zusendung innerhalb des deutsch-österreichischen Postverbandes 3 Mark.

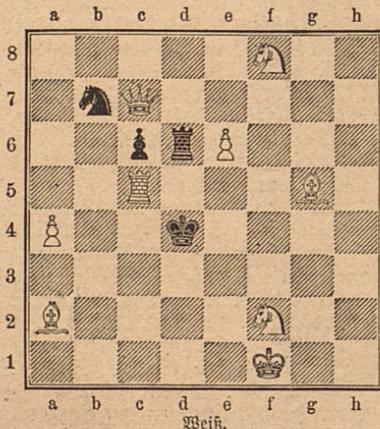


Bezugsquelle für den Thürheber: C. O. H. n, Hoflieferant, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

Schach.

Aufgabe Nr. 196.

Von R. Phelps.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 71 Seite 120.

Die Gesellschaft bestand aus sieben Personen. Es waren: Ein bejahrter Herr mit seiner Gemahlin, dessen Sohn mit seiner Gemahlin und ihren drei Kindern, nämlich zwei Mädchen und einem Knaben.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 194 Seite 120.

- Weiß.
1. S d 3 — e 5.
Schwarz.
1. K d 8 — e 7.
Weiß.
2. S e 5 — c 6 +.
Schwarz.
2. K e 7 — e 8.
Weiß.
3. L c 8 — d 7 matt.
A.
Weiß.
1. ...
Schwarz.
1. K d 8 — c 7.
Weiß.
2. K e 5 — c 6 +.
Schwarz.
2. L c 7 — b 6.
Weiß.
3. a 4 — a 5 matt.
B.
Weiß.
1. ...
Schwarz.
1. Bellebig anders.
Weiß.
2. S e 5 — c 6 +.
Schwarz.
2. Bellebig.
Weiß.
3. L c 8 — d 7 matt.

Wir empfehlen das im Verlage des Berliner Verlags-Comtoirs erscheinende Pracht-Bilderwerk, betitelt „Die moderne Kunst in Meister-Holzchnitten“, in welchem die ersten Künstler mit ihren besten Leistungen vertreten sein werden.

Die moderne Kunst in Meister-Holzchnitten.

Monatlich erscheint 1 Lieferung von 2 1/2 — 3 Bogen zum Preise von 1 Mark.

Die bereits erschienenen Lieferungen 1 und 2 enthalten:

- | | |
|---|---|
| Lieferung 1. | Lieferung 2. |
| Josef Zenisek, Sehnsucht. | G. Gude, Am Bach. |
| F. A. Kaulbach, Flora. | C. Kiesel, Atelier-Besuch. |
| Hans Herrmann, Morgen in Amsterdam. | F. Kleinmichel, Eifriges Medium. |
| Frz. Defregger, Sonntagsruhe. | Otto Wolf, Christus und die Ehebrecherin. |
| K. C. Makowski, Hochzeit eines Bojaren. | Paul Meyerheim, Löwen im Käfig. |
| Vict. Tilgner, Falstaff. | F. v. Klever, Herbstlandschaft. |
| C. Gussow, Venuswäscherin. | A. Delobbe, Der Ruhetag. |
| Klaus Meyer, Politiker. | |

Lieferung 1 ist in allen Buchhandlungen einzusehen.